

Expertengespräch der Fachgruppe Integrierte Hilfen in Erfurt am 8.11.2023

Sozialraumorientierung 4.0 – Erfahrungen aus der Einführung eines erforschten und vielfach erklärten Konzepts

Prof. Dr. Wolfgang Hinte

Danke für die Begrüßung. Hallo, ich bin Wolfgang Hinte. Sie haben das schon angedeutet, ich bin seit langen Jahren, nicht seit 20, sondern ich habe zuhause nachgelesen, seit 40 Jahren unterwegs mit dem Konzept. Ich werde heute, in den mir gegebenen 25 Minuten, sehr konzentriert versuchen, meine Erfahrungen so auf den Punkt zu bringen, dass sie einerseits hoffentlich provokant diskussionsanregend sind und andererseits ein wenig von dem aufgreifen, was mir aktuell, aber auch in der Vergangenheit geschehen ist. Damit Sie wissen, was ich für einer bin. Ich arbeite derzeit in 30-40 Städten, Landkreisen, Kantonen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Speziell dann, wenn dort Träger unter dem Ticket „Sozialraumorientierung“ sich wohin auch immer bewegen wollen. Das tue ich gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich früher an der Uni gearbeitet habe. Die jetzt zusammen mit mir in einer vereinsähnlichen Gemeinschaft sind und verschiedene Serviceleistungen für die jeweiligen Gebietskörperschaften oder Träger erbringen. Das ist die Quelle meiner Erfahrungen.

Ich möchte beginnen und etwas zur Sozialraumorientierung sagen. Der Begriff Sozialraumorientierung ist mittlerweile zu einer fast leeren Binse geworden. Und das Kongressgequatsche von dem ich hoffe, dass es heute nicht passiert, gibt das, von dem ich fürchte, dass es real geschieht, nicht wirklich richtig wieder. Der Begriff Sozialraumorientierung wird immer wieder in einer Art und Weise genutzt, die quasi die Kraft und die Wucht und die Radikalität des Begriffs, wie wir ihn damals entwickelt haben – die Älteren unter uns werden sich erinnern. Ich hatte übrigens Sorge, dass hier heute ein Veteranentreffen stattfindet. Ist aber nicht so. Es sind eine Menge Leute hier, die den Altersdurchschnitt senken. Da bin ich richtig froh. Also, die Radikalität wird mit dem Begriff, wie wir damals losmarschiert sind, findet sich heute kaum noch wieder. Der Begriff wird – Sie kennen das vielleicht auch – wenn Sie irgendwo auf einem gesellschaftlichen Empfang sind, wo viele Sozialarbeiter sind und stehen vier in einer Runde und sagen: „Hör mal, machen sie bei euch auch schon Sozialraumorientierung?“ „Ja, bei uns haben sie jetzt auch angefangen.“ „Sozialraumorientierung, mein Amtsleiter will das auch.“ „Ja, du, wir machen das schon seit 10 Jahren.“ „Interessant, ihr macht das schon seit zehn Jahren.“ „Und wie sind die Erfahrungen?“ „Ach, ganz okay.“ „Und ihr?“ „Ja, bei uns will es der Amtsleiter, aber andere wollen es nicht so richtig.“ „Naja, toi, toi, toi. Wir werden es schon schaffen.“ Kein Mensch weiß, was Sozialraumorientierung ist. Aber die Vokabel geistert durch die Kapelle. Und das, was damit wirklich gemeint ist, liegt oft im Dunklen. Ich bin überrascht, wir sagten auch gerade: Kommunen machen sich auf den Weg. Ich kann mal sagen, was darunter zu verstehen ist. Die machen sich auf den Weg und sagen, wir regionalisieren den ASD und das ist Sozialraumorientierung. Irre. Das ist die Fix-und-Foxi-Variante. Oder, diese Variante: Wir öffnen uns alle dem Sozialraum. Das ist Sozialraumorientierung. Oder wir machen jetzt Street-Work mit Jugendlichen und berücksichtigen dabei den Sozialraum. Ist

alles gut. Aber es hat mit diesem Konzept – zumindest das, was ich vertrete – fast nichts zu tun. Oder diese Nummer: ambulantes sozialpädagogisches Spazierengehen in den lokalen Waldressourcen als Prozess der Rauman eignung. Ja, kann man machen. Damit kann man die SPFH dann auch sozialräumlich öffnen. Sie glauben gar nicht, was unter diesem Begriff alles läuft. Und wenn ich mir die Städte und Landkreise anschau, die ich am Rande beobachte, wundere ich mich immer wieder, wie viele versuchen, Trivialitäten zu adeln, die das, was dieses Konzept – zumindest das, wofür ich heute stehe – meint, nicht darin vorkommt. Deshalb habe ich heute Ehrgeiz, deutlich zu machen, was ich mit diesem Konzept meine und wie es sich abhebt von diesen Vokabeln, die sowohl in der Praxis rumgeistern, als auch die gelegentlich im akademischen auf einer Flughöhe rumgeistern, mit der man versucht, so etwas wie die Simulation von berufsweltbezogener Praxis hinzubekommen, was leider immer scheitert. Aber man merkt es nicht mal.

Ich möchte gerne und das kennen die meisten von Ihnen schon. Und wie Friedhelm gerade schon vorhin gesagt hat, Wolfgang mach nicht wieder die fünf Prinzipien. Nee, die mach ich auch nicht. Aber ich möchte gerne anhand von ganz kurzen Einsprengseln mich auf dieses Konzept berufen. Und dazu Beispiele bringen, warum diese zum Teil trivialen Sätze enorme Konsequenzen für Struktur, Organisation und Finanzierung der Kinder- und Jugendhilfe haben. Wir sagen: Der Wille der Klienten steht im Vordergrund. Ja, da nicken alle und sagen, das haben wir auch auf der Internetseite. Wenn man wirklich dieses Diktum vom Willen ernst nimmt, dann muss man klarsehen, dass schon in der Zugangsweise zum Leistungsgeschehen ganz am Anfang niemals die Frage stehen darf: Was brauchen Sie? Auch nicht die Frage, was steht Ihnen zu? Sondern die Frage: Wie wollen Sie leben? Und Sie können mal schauen, sowohl in den Einrichtungen als auch wenn Sie bei einem öffentlichen Kostenträger arbeiten, ob am Anfang immer die Frage steht: Wie ist dein Lebensentwurf? Was ist dir ganz wichtig im Leben? Was sind die Dinge, die, wenn du sie nicht mehr hättest, dir am meisten fehlen würden? Das ist eine völlig andere Frage, als etwa die Frage: Welche Leistungen stehen Ihnen zu? Oder schlimmer noch: Was kann ich für Sie tun? Das ist sozialarbeiterisch gesehen die Katastrophenfrage. Was kann ich für Sie tun? Schon bin ich im Geber-Nehmer-Verhältnis und alles das was wir über Emanzipation und Augenhöhe labern, wird dadurch schon konterkariert, wenn ich eine Kommunikation beginne mit dem Satz: Was kann ich für Sie tun? Die Frage dagegen: Wie willst du leben? Das ist eine Frage, die ein tätiges, aktives Subjekt anspricht. Wir müssen alle unsere Strukturen darauf beziehen, dass in der gesamten Phase des Leistungsgeschehens immer wieder der Rückbezug auf diese Frage geschieht. Und das ist in diesem Prinzip, das da ist, Ansatz am Willen, genau damit gesagt. Aber dieses Prinzip erschließt sich erst, wenn man es runterdekliniert tatsächlich auf das jeweilige Fallgeschehen. Und es hat Konsequenzen für das gesamte Leistungsgeschehen. Wenn ich tatsächlich Leistungen aufbaue, die nicht ansetzen an der Bedürftigkeit, sondern daran ansetzen, wie jemand sagt, wie er oder sie leben will, dann ist das ein klarer Auftrag dafür, das System so zu gestalten, dass es sich auf wechselnde Lebensentwürfe einstellt. Derzeit müssen sich die Menschen auf die wechselnden Angebote der ambulanten Träger einstellen. Und die, die das nicht tun, heißen dann Systemsprenger. Wenn es gelingt, die Säulen die wir haben, so zu flexibilisieren – und das war der Grundgedanke in den 2000er Jahren – dass es nicht mehr ambulant und stationär gibt. Dass es eben nicht mehr ganz bestimmte Säulen gibt, sondern eine hochgradig flexible lokale Szene von erstklassigen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, die bei flexiblen arbeitenden, kooperierenden Trägern tätig sind und sich nicht mit Blich auf Leistungs- und Entgeltvereinbarungen auf den Platz beziehen. Die Frage, wenn Sie im Jugendamt arbeiten, kennen Sie das. Freitagnachmittag wird Ihnen ein Kind vor die Füße geworfen, wo man sagt, um Gotteswillen, wo bringt man den unter. Die Frage lautet dann immer, man ruft rum und sagt: Hast du einen Platz für das Kind? Das ist die falsche Frage. Wenn man Sozialraumorientierung ernst nimmt, muss man fragen: Hast du eine Idee? Hört sich banal an, hat aber enorme Konsequenzen. Hast du eine Idee? Das fragt nicht danach, ob von den sechs Betten, die ich noch im Haus habe, noch eins frei

ist. Sondern, es fragt danach: Hast du gute Ideen dafür, was wir machen können? Und das kann dann das Zelt auf dem Hinterhof sein. Das kann dann ein Wohnwagen sein. Das kann ein Zimmer irgendwo sein, das ich vorhalte. Ich kann Ihnen 30 Varianten sagen. Aber das gibt die Vortragszeit nicht her. Wir brauchen also ganz andere Ideen und das brauchen wir nicht, weil Flexibilität „in“ ist, sondern weil wir uns dem jeweiligen Lebensentwurf des Menschen so anschmiegen müssen, dass wir unsere Systeme daran ausrichten. Dann sollten sie sagen, wie geht denn das? Und das lässt die Heimaufsicht doch gar nicht zu. Da sitzen einige Träger und Städte hier, die das alles machen.

Bei diesem Punkt wollte ich deutlich machen, dass der Bezug auf den Willen, Konsequenzen für das System hat und zwar enorme Konsequenzen. Das andere Prinzip, dass für den Sozialraum wichtig ist – und Sie sehen, das Territorium kommt noch gar nicht darin vor. Das andere Prinzip ist, dass es nicht um die beste Betreuung geht, sondern immer darum, dass wir Systeme haben, die bewusst zahlreiche Elemente einbauen, die die Menschen selbst mit Leben füllen können. Früher haben wir das Aktivierung genannt. Ich finde das Wort mittlerweile falsch, weil Aktivierung hat schon einen pädagogischen Charakter. Ich aktiviere dich. Da sieht man, wer was tut. Nein, wir schauen danach, wo Menschen vorhandene Aktivität haben. Und diese Aktivität im System kreativ einbringen können. Kreativ einbringen, muss nicht heißen, die Bude abfackeln. Sondern, das kann durchaus auch heißen, den Betreuern auf den Geist zu gehen. Aber das ist eine Aktivität. Wir sagen im Konzept von Sozialraumorientierung, dass eine gute Hilfe immer eine ist, die sich zusammensetzt aus der eigenen Aktivität der Menschen, aus der Aktivität von zahlreichen Menschen aus deren Umfeld, aus der Nutzung von Ressourcen im Umfeld – da komme ich gleich noch dazu – und an vierter oder fünfter Stelle aus den Ressourcen des professionellen Systems. Das Blöde ist aber immer, dass die Ressourcen im professionellen System am Anfang schon abgefragt werden. Und in dem Moment wird das Andere alles erschlagen. Die Familie, die mit einem behinderten Kind sechs, sieben Jahre lang gelebt hat und mit großen Opfern und großer Not und viel Verzweiflung es geschafft hat, mit diesem Kind einigermaßen klar zu kommen. Wenn dann, egal aus welchem Rechtskreis, wenn dann, endlich die heilpädagogische Fachkraft kommt und sagt: Ich bin da. Ich habe studiert. Ich kann viel. Und die Familie sagt, hey, klasse, endlich, dass Sie kommen. Da sinkt die Aktivität der Familie sofort. Wenn dagegen, die Fachkraft reinkommt und der erste Satz ist: Sie sind der Experte für Ihr Kind. Und keiner kennt dieses Kind so gut, wie Sie. Und ich möchte gerne von Ihnen lernen, wie ich am besten unterstützend mit diesem Kind umgehen kann. Dann ist das ein anderer Kontext. Das heißt, wir versuchen immer – und das sind oft kleine Interaktionen, manchmal sind es auch große systemische Aktionen, die man machen muss. Wir versuchen immer die Energie des Systems rauszufinden. Und das zu koppeln mit unseren Angeboten. Dann landen wir nicht bei der ambulanten SPFH mit zehn Stunden pro Woche oder bei dem betreuten Heimplatz. Sondern wir landen immer bei einem Mosaik aus verschiedenen Hilfebestandteilen. Und ich glaube auch, dass wird ein wichtiger Zukunftsbestandteil sein. Dass wir mosaikhafte zusammengestellte Hilfen, jenseits von ambulant und stationär haben. Dann verbringt er eben drei Nächte im Heim, pennt zwei Nächte am Bahnhof und kommt dann wieder nach Hause und geht dann wieder ins Heim. Das heißt, nicht der Heimplatz wo ich sieben Tage lang sein muss und wenn ich nicht da bin, muss ich wiederkommen. Sondern es gibt ein Setting, das gestaltet wird. Gerade für die sogenannten Systemsprenger. Ich halte den Begriff für eine Katastrophe, aber Viele nutzen den. Sorry. Gerade bei denen ist es wichtig, ein atmendes System um sie herum zu kreieren, das ihren Spuren folgt, sodass sie nicht unseren Spuren folgen müssen. Also, eine gute Hilfe ist eine Hilfe, in der mosaikartig zusammengesetzt, Unterstützungsmöglichkeiten drin sind. Und das muss organisiert werden. Ich sage es mal vereinfacht, die Aufgabe der SPFH ist nicht mehr die direkte Betreuung an der Frau, an dem Mann, sondern ist, das Managen dieses Unterstützungssystems. Dabei spielen – ein wichtiger dritter Punkt – Sozialraumressourcen eine Rolle. Aber Sie sehen an dieser Reihenfolge, der Sozialraum also das Territorium ist nicht vorrangig bei diesem Konzept. Die Schwierigkeit, das ist das, was ich am Anfang

versuchte darzustellen, besteht darin, dass zahlreiche Akteure den territorialen Aspekt dieses Konzepts in den Vordergrund stellen und glauben, eine reine Dezentralisierung, eine Regionalisierung, ein sich Öffnen in den Sozialraum – das sei Sozialraumorientierung. Der territoriale Aspekt wird bei Weitem überschätzt. Man kann ihn immer wieder faken und darstellen. Man zeigt das Organigramm und damit ist gut. Bei uns haben wir jetzt soziale Räume oder der oder die Träger geht auch in einen Sozialraum. Aber das, was wirklich ansteht, ist eine Form der Herangehensweise – manche sagen eine Haltung – eine Form der Herangehensweise des Profisystems, an die Widrigkeiten, an das Chaos der Lebenswelt. Das ist im Grunde die Aufgabe, die vor uns liegt. Und da helfen uns derzeit die Leistungs- und Entgeltvereinbarungen wenig weiter. Und die gesetzlichen Vorgaben auch nicht sonderlich. Aber das kenne ich seit 40 Jahren. Wir machen es trotzdem.

Ich bin im Vorfeld gebeten worden, mit Rückblick auf das, was ich so gemacht habe, mal zu sagen, was sind denn die Elemente, die wichtig sind, damit eine Region in Bewegung kommt. Das muss ich mal vorweg sagen. Dieses Konzept, von dem ich spreche, ist nicht eines, das sich realisiert, in einer Einrichtung. Ist nicht eines, das sich realisiert in einem allgemeinen Sozialdienst. Oder bei einem Kostenträger etwa der IGH. Sondern, es ist ein Konzept, das daraufsetzt, und ich halte das für einen wichtigen Erfolgsfaktor, dass in der Region etwas geschieht. Eine Region ist ein, das kann eine Stadt sein, das kann ein Landkreis sein. Das können verschiedene Stadtteile einer größeren Stadt sein. Berlin hat, glaube ich, zwölf Jugendämter, Hamburg hat sieben oder acht Jugendämter. Dort ist dann quasi die Region das jeweilige Jugendamt oder der Einzugsbereich des jeweiligen Jugendamts. Das worum es geht, ist möglichst viele der Akteure dort auf diese Inhaltlichkeit in hoher Konsequenz zu verpflichten. Es geht als nicht darum, einen Träger zu unterstützen, sondern es geht immer darum, die Akteure so zusammenzubringen, dass in der Region so etwas geschieht, wie integrierte Jugendhilfe, das Bewusstsein darüber, dass wir alle an einer gemeinsamen Sache arbeiten, nämlich gutes Aufwachsen für Kinder und Jugendliche in der Region. Das ist der Kern der sozialräumlichen, integrierten flexiblen Kinder- und Jugendhilfe. Wir arbeiten also nicht daran, alle Träger zu erhalten. Wir arbeiten nicht daran, dem Jugendamt die Arbeit zu erleichtern. Wir arbeiten nicht daran, den 37. Träger auch noch zu zulassen. Wir haben nichts dagegen. Es sei denn, sie stören uns. Wir arbeiten daran, die vorhandenen Träger und die vorhandenen Akteure immer wieder auf ein Konzept zu verpflichten, das dann dazu führt, dass einige Sachen, die wir alle immer beklagen, nicht mehr passieren. So, ein paar Erfolgsfaktoren, die ich an dieser Stelle nennen will, sind – sowas greift nur, wenn man direkt am Anfang einzelne wirkmächtige Personen in der Region identifiziert, die bereit sind, sich langfristig zu organisieren. Diese Einzelaktionen, die da mal ein bisschen was machen, da mal ein bisschen was machen aber drei Jahre warten. Dann kommt das doch wieder und bewegt sich dann nach zehn Jahren doch wieder. Nee, das ist nichts. Sondern, es braucht so etwas wie Personen, die nicht auf dem Karrieretripp sind. Sondern, die in einer wirkmächtigen Position sind und sagen, den Job werde ich mindestens 10 Jahre machen. Und in dieser Zeit will ich versuchen, dieses Konzept mit allen Schwierigkeiten, Hürden, Hindernissen und Fallen durchzusetzen. Wenn es diese Person nicht gibt, das ist manchmal nur eine Person, oft ist es die Jugendamtsleitung. Manchmal ist es der Geschäftsführer eines mächtigen Trägers. Manchmal ist es ein Landrat. Manchmal ist es ein Dezernent. Manchmal sind es auch zwei, drei Personen, die sich unterhaken. Das weiß man vorher nie, wer das sein wird. Aber meine Erfahrung ist, wenn es diese Personen nicht gibt, dann verpufft ganz viel Aktivität, die von wirklich kompetenten Leuten in Gang gesetzt wird. Die aber keinen Widerhall finden im System, weil die Systemmacht, die sie bräuchten, ist nicht bei der mittleren Ebene der Kinder und Jugendhilfe, sondern ist bei den Ebenen, die ich gerade genannt habe.

Der nächste Punkt: Wir brauchen so etwas wie zumindest einen rudimentären politischen Willen. Dass, was an Regionsveränderung geschieht, kriegen wir nicht hin, wenn wir nicht zumindest ein, zwei Beschlüsse haben, möglichst parteiübergreifend, manchmal stimmt sogar die AFD mit. Die

nächste Brandmauer, die dürfen gerne mitstimmen, das stört uns nicht. Wir brauchen einen politischen Beschluss, der sagt, ja, wir Politiker wollen das. Sie müssen nicht denken, dass die Politikerinnen und Politiker das verstehen, was sie da gerade beschließen. Man muss ihnen gelegentlich eingehend was erklären, aber es gibt auch zahlreiche Politikerinnen und Politiker, die mit der Comic-Variante zufrieden sind. Wichtig ist, dass sie zumindest, was das Vokabular angeht, so etwas wie einen Beschluss haben, auf den man sich auch dann berufen kann, wenn die Machtverhältnisse sich ändern. Es darf kein – ich greife eine Partei raus – SPD-Projekt sein, weil das macht die CDU beim nächsten Mal kaputt. Sondern, es muss ein Projekt sein, das von möglichst vielen Parteien getragen wird.

Drittens: Es braucht ein enges Zusammenwirken von Leistungsträgern und Leistungserbringern. Das sind gelegentlich als Zentren eines solchen Konzept, die jeweiligen Sozialraumteams, manchmal heißen die Fallteams. Ich finde das Wort nicht glücklich. Aber wir brauchen auf jeden Fall an zahlreichen Stellen Gremien, in denen sich Leistungsträger und Leistungserbringer auf Augenhöhe begegnen. Das heißt aber auch, das Jugendamt muss lernen, nicht mehr über Anweisungen und Geldzuweisungen zu steuern, sondern es muss lernen, diskursiv zu steuern. Ist nicht einfach für Jugendämter, wo die ASD-Leute seit 20 Jahren verteilen konnten und sagen konnten, der geht zu dem Fall und der geht zu dem Fall. Und jetzt muss man plötzlich versuchen, mit einer Landschaft klarzukommen. Das kann sehr spannend sein, aber es ist für manche Leute auch eine Bedrohung. Also, wir brauchen ein engeres Zusammenrücken von Leistungsträgern und Leistungserbringern.

Und es braucht – den Punkt mache ich sehr kurz – Qualifizierung, Qualifizierung, Qualifizierung. Das, was ich am Anfang des Vortrags kurz gesagt haben, eine konsequente Kommunikation, die das was an Haltung gewünscht ist dafür, ständig realisiert. Das lernen Sie auf ganz wenigen Fachhochschulen in Deutschland. Das gibt es vor allem in der Schweiz. Das Bestehen von vielen Modulen garantiert selten, dass die praktische Kompetenz, die wir benötigen, tatsächlich vorhanden ist. Und sich in sieben Theorien der sozialen Arbeit auszukennen, ist für den Alltag völlig unwichtig. Es ist wichtig, dass ich in schwierigen Situationen kommunikativ weiterhin handlungsfähig bleibe. Und dass ich genügend Intellekt habe, um die Strukturen zu durchschauen und sie an den richtigen Stellen für meine Tätigkeit zu nutzen. Das geht nur über Qualifizierung, Qualifizierung, Qualifizierung. Und ganz wichtig: niemals Einzelqualifizierung. Ich kenne das, wenn Städte sich auf den Weg machen, dass dann sofort alle Träger sagen: Jetzt hol mal jemanden, der uns für Sozialraumorientierung ausbildet. Träger A holt den Qualifizierungsträger, Träger B holt den Qualifizierungsträger, Träger C tut sich mit Träger D zusammen. Das Jugendamt macht eine eigene Qualifizierung „Wir müssen uns zuerst intern stärken, damit wir den Trägern gut gegenüber treten können.“ Gut wäre, wenn von Anfang an die Qualifizierungen alle gemeinsam stattfinden. Keine Einzelqualifizierungen mehr, sondern immer von Anfang an, die Fachlichkeit im System einspeisen und das nicht über die einzelnen jeweiligen Schienen, die die Träger sind, sondern darüber, dass gemeinsam in Gruppen gelernt wird. Hat unheimliche Effekte, alleine was an Kommunikation in den Pausen geschieht – muss ich Ihnen nicht erzählen. Ist wie heute auch. Aber auch darüber hinaus gibt es Debatten, die den gemeinsamen Wasserstand heben. Und die dazu führen, dass – ich sage es mit einem Bild – die Landschaft bewässert wird. Das sind einige von den Elementen, die mir wichtig sind, zu beschreiben, als Erfolgsfaktoren.

Es gibt noch weitere Elemente, die ich gerne darstellen möchte, die oft Folgen unserer Arbeit sind. Also, nicht die Erfolgsfaktoren, sondern die Folgen, die aber mühsam, zum Teil in fünf- bis zehnjährigen Prozessen entstehen. Die Folgen sind: Alle Träger haben eine klare gebietsbezogene fachübergreifende Struktur und einen Zuschnitt von Abteilungen und Sachengebieten, in denen sich der soziale Raum zumindest abbildet. Ja, ist nicht ganz einfach für manche Träger. Für die Jugendämter ist es schon leichter. Aber bei den Trägern muss das zum Beispiel heißen, dass man sich

in einer Region verständigt – wer ist mehr in diesem Raum und wer ist mehr in diesem Raum. Und wenn dann große Träger sagen, wir wollen überall sein, weil Dollars gibt es immer. Dann geht das nicht mehr in einem solchen Konzept. Sondern man muss sagen, wir setzen Schwerpunkte. Und die sprechen wir untereinander ab – nicht als Jugendamt sagen, du gehst dahin und du dorthin. Also nicht das Chicago-Modell, Claims verteilen. Sondern, Träger untereinander verständigen sich, wer wo welche Schwerpunkte legt, um dem Argument sofort entgegen zu kommen, was mit Sicherheit bei den Debatten käme. Keine Monopolisten. Nein, keine Monopolisten. Es können Trägerverbände sein und es können flexible Verbände sein, die an den Rändern auch Kooperationen mit den anderen Sozialräumen eingehen. Aber der gebietsbezogene Zuschnitt und die Konzentration auf einen Sozialraum, ist strukturell etwas, was in fast allen Städten, in denen wir arbeiten, früher oder später sich deutlich abbildet, was die Arbeit nachher enorm erleichtert. Was auch meistens ein Ergebnis ist, ist die Ablösung der traditionellen hierarchischen Kopplung zwischen staatlichen und nicht staatlichen Trägern. Wir haben derzeit eine hierarchische Kopplung, die dadurch ausgelegt wird, dass der Kostenträger den Ton angibt. Dass der Kostenträger verteilt. Dass der Kostenträger über das Geld befindet und dass der Kostenträger glaubt, er müsse das und das dort kontrollieren. Ich lache mich immer kaputt, wenn in Bayern die Damen und Herren bei den ambulanten Hilfen tatsächlich (Bayern ist am schlimmsten darin) den Jugendamtsleitungen genau aufschreiben müssen, wie viel Stunden sie gefahren sind, wie viele Stunden sie am Mann/Frau gearbeitet haben? Wie viele Stunden waren Supervisionsstunden? Welche Materialien haben sie in welcher Zeit gekauft? Wie ist es Ihnen gelungen, die Spritkosten so aufzuteilen, dass sie auch am einzelnen Klienten abgebildet werden? Ich lache mich kaputt. Also, diese Form der überbordenden Kontrolle, wie gesagt in Bayern erlebe ich das am stärksten, das ist lächerlich. Sie entspringt aber dem staatlichen Impetus, zu sehen, was mit öffentlichem Geld passiert. Da müssen wir reingucken. Und sie glauben, dass durch mehr Kontrolle tatsächlich mehr an Transparenz geschieht. Das können Sie vergessen. Sie kennen das, ein System, je stärker sie es kontrollieren, desto mehr wird beschissen. Das haben die Träger auch alle gelernt. Herzlichen Glückwunsch. Würde ich auch machen. Das darf man natürlich auch nicht laut sagen. Aber wir sind ja hier unter uns und hier sind wir alle drei Jahre, dann ist auch schon gut. Aber das ist die Realität. Und diese Realität ist aufgelöst in den Städten, die konsequent sozialräumlich arbeiten, weil es dort so etwas wie eine gemeinsame Verantwortung auch für die öffentlichen Gelder, die im Stadthaushalt stehen, gibt. Und man gemeinsam versucht, das im System befindliche Geld, im Sinn guter Kinder- und Jugendhilfe gemeinsam einzusetzen. Was sie auch durchaus immer wieder hinkriegen, ist, die Vermeidung und Problemzerschneidung von Hilfeprozessen durch trägerübergreifende Teams. Wenn Sie tatsächlich konsequent so arbeiten, wie ich es gerade kurz skizziert habe, dann gibt es nicht mehr so etwas, Hilfe dort geht nicht mehr, den kriegen wir da nicht unter. Das muss jemand anderes machen. Sondern, der Betreuer aus der Einrichtung wechselt mit in die andere Einrichtung. Ja, das geht. Das ist kein Problem. Das ist eine Frage der Finanzierung. Das ist eine Frage der Kooperationsabsprachen unter den Trägern. Wenn sie konsequent dieses Modell weiterentwickeln, passiert auch nicht mehr sowas wie ich es gestern wieder in Weimar gehört habe, dass zum Beispiel am Freitagnachmittag ein Träger ein Kind aus der Einrichtung nimmt und zum Jugendamt sagt, bring es irgendwo unter. Das passiert nicht nur in Weimar, sondern das passiert auch bei Trägern, die die IGFH organisiert haben. Auch das will ich mal klar sagen. All die Träger, die derzeit die Chance nutzen, dass wir einen Trägermarkt haben und nicht mehr ein Jugendamt steuert, nach dem Motto, wir haben die Hütte voll, wir kriegen keinen. Oder, wir haben noch einen Platz, aber wir machen erst ein breit angelegtes Casting, ob der in die Gruppe passt. Und dann lassen wir die Gruppe demokratisch entscheiden, ob dieser Kerl oder diese Dame zu uns passt. Es ist lächerlich. Aber das steht nirgendwo in den Fachaufsätzen drin. Das wird auf Kongressen zu wenig gesagt, weil dort die Träger sitzen, die alle Bestandteil dieses Systems sind. Sie natürlich nicht, Sie sind eine edle Truppe heute hier. Aber die Anderen machen das in einer Art und Weise seit mindestens drei, vier

Jahren, dass mir die Galle hochgeht. Sie merken, dass ich dabei gereizt bin. Und die Jugendämter sind hilflos, was sollen sie machen. Was sollen sie machen, wenn der Siebenjährige am Freitagnachmittag vor der Tür steht und du rufst als Jugendamtsmitarbeiter: „Wer nimmt den?“ Da hilft auch die Frage, wer hat eine Idee nicht. Sondern, die war 13 Jahre in einer Einrichtung und wird dann rausgeworfen. Warum? Weil sie am Fenster Haschisch geraucht hat. Irgendwie sowas. Das ist zum Schießen. Und ich sage Ihnen, das ist kein Einzelfall. Sondern, das ist fast in den letzten Monaten die Norm geworden, dass speziell stationäre Einrichtungen sich unangemeldet der schwierigen Kinder und Jugendlichen entledigen.

Das war jetzt eine kleine emotionale Wallung, die ich mir an dieser Stelle gegönnt habe. Trägerszenen und Träger kooperieren und sich gemeinsam verantwortlich fühlen, für sämtliche Kinder und Jugendlichen. Und das unterstützt durchs Jugendamt, nicht kontrolliert durchs Jugendamt. In diesen Szenen kommen solche komischen Momente nicht vor. Das, was auch oft klappt, ist, dass wir Formen finden, das, was getan wird, in einer Art und Weise, man könnte sagen zu „Controllen“. Manche würden sagen zu beforschen. Die deutlich macht, was dabei herauskommt. Es ist interessant, dass in zahlreichen Städten, die sich längere Zeit auf den Weg machen, dass zum Beispiel nachgewiesen werden kann, dass die gestiegene Zahl der Beendigung von Fällen bei gleichzeitiger Zufriedenheit der leistungsberechtigten Menschen, dass diese Zahl der Beendigungen steigt. Schön übrigens die Evaluation aus Graz, in der es eine Nachbefragung von 30 HzE-Empfängerinnen gab. Wo mehrere HzE-Empfängerinnen gesagt haben: „Die Hilfe war gut! Die Sozialarbeiterin ist gekommen und die war dann nachmittags da, die war morgens da. Die hat auch immer mit uns geredet. Nee, war echt gut. Aber wenn wir mal ganz ehrlich sind. Das Meiste haben wir selbst gemacht.“ Das ist großartig. Das ist eine Top-Aussage. Wenn man dann sagen würde, das ist eine Kritik an den Sozialarbeitern. Nein. Es ist ein großes Lob für dieses System. Die Leute sagen, das haben wir selbst gemacht. Die Sozialarbeiterin hat übrigens ganz viel getan, keine Sorge. Aber die Leute stehen nachher da, die leistungsberechtigten Menschen „Das haben wir gemacht.“ Würde kriegt man nicht dadurch, dass man endlich eine erzieherische Hilfe kriegt. Sondern, Würde kriegt man dadurch, dass man sagt, das habe ich gemacht. Und wir stellen bei allen unseren Nachuntersuchungen, die wir machen, immer wieder fest, dass Menschen genau diese Effekte beschreiben. Interessant ist übrigens auch der Faktor: Die Erhöhung des Anteils nicht professioneller Hilfen bei den Hilfe-Settings. Finde ich einen ganz entscheidenden Indikator und das gerade in Zeiten des Fachkräftemangels nicht zu verachten. Interessant ist auch die zurückgehende Zahl derjenigen Fälle, die auswärts untergebracht werden. Ein Effekt, der nach drei Jahren immer eintritt. Nämlich die auswärtige Unterbringung, sinkt zum Teil um 50%, werde hier gleich berichten können. Ich habe mich schon vorher erkundigt. Sie sinken nicht deshalb, weil man das Kind mit Gewalt aus Flensburg zurückgeholt hat. Sondern sie sinken deshalb, weil man bessere Unterstützungsmöglichkeiten bezogen auf den Lebensentwurf der Kinder- und Jugendlichen vor Ort entwickelt hat. Und zwar mit den flexiblen Systemen.

Das sind Effekte, die wir konstatieren. Ich kann Ihnen jetzt schon sagen, ich überziehe, weil ich möchte gerne noch zwei kleine Kapitel loswerden. Das eine ist, ich möchte gerne ein paar Worte dazu sagen, skizzieren, was ich meine, was ansteht in den nächsten fünf bis zehn Jahren. Auch in solchen Gruppen, wie dieser hier. Die sich mit diesem Thema in guter Weise beschäftigen und denen daran liegt, in einer zum Teil sehr zerklüfteten und gleichzeitig einbetonierten Szene Innovationen zu schaffen. Ich glaube, vor uns liegt die konsequente Arbeit daran, stationär und ambulant als Kategorien aufzulösen und die Übergänge zu gestalten. Das ist sowohl eine Aufgabe für die Träger, es ist aber auch eine Aufgabe für die Damen und Herren von der Heimaufsicht. Es ist Aufgabe von den Landesjugendämtern, Rahmen zu schaffen, dass man eben auch gute Leistungs- und Entgeltvereinbarungen für Träger trifft, die nicht eindeutig stationär sind. Oder, die Varianten

entwickeln, wie ich sie vorhin genannt habe. Da erlebe ich sowohl die Träger, freie Träger – frei und träge. Ich erlebe die Träger nicht so wahnsinnig innovativ, sondern sie haben eben nur diese Säulen. Dafür kriegen sie auch das Geld. Das kann ich verstehen. Und wenn man andere Ideen hat – und liebe Leute, wir haben erstklassige Träger in Deutschland, die viele andere Ideen haben. Aber das kriegen wir bei uns nicht finanziert. Manchmal macht ein Jugendamtsleiter das Undercover. Schon mal ganz gut, bloß nicht laut sagen. Aber tatsächlich so etwas wie eine tragende Finanzierung dafür kriegt man selten. Und da hilft uns auch wieder das neue KJSG überhaupt nicht dabei. Weiter. Die Leistungsfeststellung nach § 27 muss qualifiziert werden. Das gesamte Hilfeplanverfahren ist mittlerweile eine eingerostete Nummer, bei der man anschließend den Hilfeplan macht. Aber das nicht wirklich getragen ist vom Lebensentwurf der Menschen. Es ist getragen von der Bedürftigkeitsfeststellung. Es ist getragen von der Defizitbearbeitung. In jeder systemischen Ausbildung lernen wir Ressourcen kennen. Aber gucken Sie sich mal die Assessments in den Jugendämtern an, man muss die Klienten kaputtschreiben, um Geld zu kriegen. Das prägt mental alle Menschen, die in dem System arbeiten. Wenn es uns nicht gelingt, die Leistungsfeststellung bereits am Anfang konsequent ressourcenorientiert zu machen. Konsequente Ressourcenorientierung heißt nicht, Frau Müller kann nur schwer laufen. Ressourcenorientiert heißt, sie kann zur Bank gehen, den Weg schafft sie. Das sind zahlreiche Kleinigkeiten, die man draufhaben muss, um eine ressourcenorientierte Leistungsfeststellung bereits am Anfang der Leistungskette zu machen. Worum es auch geht, ist, den § 27 besser zu verbinden mit der offenen Kinder- und Jugendarbeit und der Familienbildung. Hamburg hat eine starke Familienbildung. Die läuft völlig neben den Hilfen zur Erziehung her. Aber das ist in kleineren Kommunen gelegentlich auch so. Da sind zahlreiche Ressourcen, die man nutzen kann, aber die kennen sich zum Teil nicht. Wahnsinn. Wenn man diese Bereiche besser aufeinander beziehen könnte, kurz gesagt. Und die inklusive Jugendhilfe sowieso. Aber da, ja, Jonas, du hast eine leicht skeptische Bemerkung zu diesem Bereich gemacht, die würde ich noch verschärfen und würde sagen, die inklusive Jugendhilfe ist der Fake des Jahrhunderts. Diese Verfahrenslosen, die jetzt überall sind, die machen etwas, was in der Jugendhilfe schon lange geschieht. Was Verfahrenslose aber mühsam in den nächsten drei Jahren lernen müssen. Denn das, was die machen, tun ja derzeit andere und zwar im Bereich des SGB IX. Die machen das alles schon. Jetzt sollen es die Verfahrenslosen auch noch machen. Komplizieren das. Ich bin gespannt, wie das geregelt wird, wer tatsächlich der Leistungsträger sein wird nachher. In Bayern kämpfen die Bezirke darum, der Leistungsträger zu bleiben. Die Jugendämter stehen am Rand und gucken, dass sie vom Spielfeld wenigstens ein bisschen was mitbekommen. Da bin ich sehr gespannt, wie man das gesetzlich regeln will. Aber diese Aufgabe liegt vor uns. Zusammenhängend damit liegt auch vor uns, den Bereich der fallunspezifischen Arbeit zu klären. Fallunspezifische Arbeit, für die Hälfte hier ist es sicher ein bekannter Begriff. Fallunspezifische Arbeit ist der Teil der Fallarbeit, der zu einem Zeitpunkt gemacht wird, wo wir noch nicht wissen, für welchen Fall, die Ergebnisse der fallunspezifischen Arbeit gebraucht werden. Ja, habe ich jetzt in einem knappen Satz zusammengefasst. Ist eigentlich ein eigener Vortrag. Aber die fallunspezifische Arbeit als Bestandteil des Leistungsspektrums und zwar immer bezogen auf die – ich sage mal – Fälle. Das ist etwas, was sich in Poolfinanzierungen gut abbilden lässt. Aber diese Poolfinanzierungen stecken noch in den Anfängen, rechtlich im Moment, sage ich mal, ist es sowieso kein Problem. Das wird in der Regel aufgeblasen, das rechtliche Problem. Es ist da, wenn man die Berufsfreiheit regelt, ist man im grünen Bereich. Das kann man machen. Aber diese Poolfinanzierungen ermöglichen fallunspezifische Arbeit. Fallunspezifische Arbeit ist ein Begriff, den ich mitgeprägt habe, den ich mag. Dieser Begriff ist einer, den ich wertvoll finde, für die gesamte Szene. Und der auch noch deutlicher, meine ich, Eingang finden könnte in die Leistungs- und Entgeltvereinbarungen der einzelnen Träger mit dem jeweiligen Leistungsträger machen.

So, das war der Teil. Und jetzt möchte ich ganz banal enden. Bei allen Debatten, die wir auch heute führen werden, will ich nochmal daraufhin weisen, was die derzeit – zumindest in den Jugendämtern, die mir bekannt sind - zentralen Themen sind. Nicht: integrierte sozialräumliche Kinder- und Jugendhilfe. Das haben die guten Menschen alle im Hinterkopf. Aber das, worum es derzeit geht, ist, die 0-6jährigen. Wo kriegen wir die dreijährigen unter, die plötzlich Freitagnachmittag vor der Tür sind. Wo kriegen wir den Zweijährigen unter, wenn die Eltern tot sind und wenn irgendein Scheiß passiert ist. Wir schaffen wir Einrichtungen, die genau das Segment der 0-3 besser noch der 0-6jährigen erfüllen. Das steckt in Deutschland enorm in den Kinderschuhen und wird viel zu wenig bearbeitet. Krisenunterbringung, Inobhutnahme hängt damit zusammen. Eine schnelle Aufnahme und dann nicht das Verbleiben in der Inobhutnahme, sondern aus der Inobhutnahme nach einem bestimmten Zeitpunkt rauszugehen. Das setzt voraus, dass wir ineinandergreifende Systembestandteile haben. Ich kriege in vielen Jugendämtern mit, dass die Inobhutnahme schon schwierig ist. Und wenn einer mal drin ist, in der Inobhutnahme, angesichts voller Heimkapazitäten, bleibt der viel länger drin, als man vorher gedacht hat. Das sind die Dinge, die uns vorab beschäftigen. Die Umas, muss ich Ihnen nicht sagen, immer noch wichtig. Fachkräftemangel. Ich glaube, dass der Fachkräftemangel, ja, da klage ich gerne drüber, aber der ist auch eine Chance. Ich glaube, dass wir endlich genötigt sind, andere Ressourcen als Bestandteil guter Hilfe zu entwickeln. Da sind wir gefordert über den jeweiligen professionellen Fachkräftebereich hinauszugehen.

Und dann ein letzter Punkt, den habe ich am Anfang schon gesagt, aber der ist wirklich tatsächlich relevant vor Ort. Wenn sich die Heimsysteme speziell sind es die stationären Träger, manchmal auch die ambulanten, sich quasi auf die Rosinenpickerei begrenzen, nämlich auf diejenigen Fälle, die im mittleren Bereich sind. Und wenn es nicht gelingt so etwas zu schaffen, wie ein System, bei dem auch die ganz, ganz schwierigen Fälle nicht isoliert werden müssen, um gar nicht zu reden von geschlossener Unterbringung, sondern auch innerhalb einer stationären Einrichtung mit der Nutzung von Ressourcen, die darum herumliegen, diesen Menschen ein gutes Setting, ein gutes Arrangement zu bieten. Dann hat man richtig was hinbekommen. Aber das sind Themen die derzeit, zumindest nach meinem Dafürhalten, die deutsche Jugendhilfe beschäftigen.

Für alle die unruhig werden und denken, wann hört er endlich auf. Ich komme zum letzten Satz. Dieses Konzept, für das ich heute hier stehe, ist mittlerweile eines, das weit über die Kinder- und Jugendhilfe hinausreicht. Ich habe begonnen in der Gemeinwesen- und Stadtteilarbeit, wurde dann viele, viele Jahre mit Anfragen aus der Jugendhilfe konfrontiert. In den letzten zehn Jahren ist die Eingliederungshilfe viel dominanter (für mich) geworden. Und die Altenarbeit und die Pflege. Und ich kann Ihnen sagen, in allen Rechtsbereichen sind es die gleichen Themen. Die gleichen Themen. Keine passgenauen Maßnahmen, blödsinnige Stundenabrechnungen. Die schweren Fälle fallen durchs System durch. In allen Rechtskreisen haben wir diese Themen über die ich heute in der Jugendhilfe gesprochen habe. Und insofern sind die Herausforderungen, die wir in der Jugendhilfe haben, nicht spezifische Kinder- und Jugendhilfeherausforderungen, sondern Herausforderungen, die wir in allen Systemen finden.

Vielen Dank, dass Sie mich zehn Minuten länger haben reden lassen. Ich danke Ihnen fürs Zuhören.

INTEGRA revisited¹

Prof. Dr. Friedhelm Peters

Integra revisited lautet der Titel meiner Einlassungen – nicht nur, weil ich zum Zeitpunkt der Programmerstellung noch nicht wusste, was ich sagen wollte, sondern tatsächlich weil (es mir) darum geht, noch einmal auf INTEGRA zu schauen und die aktuelle Bedeutung- dieses Projekts, Konzepts, dieser Idee oder Philosophie?- mit Ihnen/Euch zu erörtern.

Eine Selbstvergewisserung und eine aktuelle Einschätzung hinsichtlich Richtung und (kommunal-)politischer Zielsetzungen ist auch deshalb von Bedeutung, weil sich unter den Begriffen `integrierter, flexibler Hilfen` wie unter 'Lebenswelt- und Sozialraumorientierung' regional z.T. sehr unterschiedliche und gar gegenläufige Vorstellungen und Praxen entwickelt haben, die u. U. zwar die programmatischen Zielsetzungen des lokalen Umbaus konzeptuell markieren und ihre Modernität ausweisen sollen, deren Motive und Strategien von Ort zu Ort und von Modell zu Modell sehr unterschiedlich“ (Hamburger/Müller 2006, S. 13) sind oder sein können. Vor allem unterliegen sie derzeit der Gefahr neo-liberal umgedeutet zu werden, und „in neuem Gebrauch gleichsam ihrer ursprünglichen Intention entfremdet und enteignet (zu – F.P.) werden“ (Thiersch 2019, S. 39). Solche Instrumentalisierungen zeigen sich, wo Gedanken des betriebswirtschaftlichen Credos, `Herstellungsprozesse` ständig zu rationalisieren, sie effektiver, effizienter und kostengünstiger zu gestalten, hegemoniale Wirkung entfalten. Hier finden sich zunehmend auch im Bereich der Hilfen zur Erziehung Ansätze der Standardisierung und Modularisierung von Hilfen. Lässt sich eine erste Variante u.a. beschreiben mit den Stichworten Checklisten, Standardsetzungen, Pauschalisierungen, Orientierung an Durchschnittswerten, Trainings, und eine zweite mit dem Splitten von `Grundversorgung` und `Zusatzleistungen` so die jüngste und allgemeinste unter dem Vorzeichen der Flexibilisierung von Hilfen im Sinne ihrer Modularisierung. „Flexibilisierung kann zunächst als ein Aufbrechen der bestehenden Hilfspakete in einzelne Hilfemodule gefasst werden, da die so benannten (d.h. vorab definierten – F.P.) Hilfemodule entlang des konkreten Hilfebedarfs der Familien prinzipiell miteinander kombinierbar sind. So kann bspw. das Angebot der HPT (Heilpädagogische Tagesstätte – d.V.) in die Module Mittagessen, Hausaufgabenbetreuung, Einzelförderung, Elternarbeit, Freizeitgestaltung und Gruppenarbeit zerlegt werden. Diese Module können dann fallspezifisch eingesetzt werden und ggf. mit Modulen aus anderen Hilfebereichen ergänzt werden. Im Einzelfall können so mehr oder weniger Module genutzt werden. Die Hilfe wird damit passgenauer, weil sich dadurch die Gefahr einer Über- oder Unterversorgung minimiert“ (Plankensteiner/Schneider 2013, S. 104). Die Vorzüge solcherart flexibilisierter und modularisierter Hilfen zeigen sich Plankensteiner/Schneider zufolge darin, dass sie „in der Wahl des Zeitpunkts und des Ortes der Hilfeerbringung, der zeitlichen Intensität und der Frequenz variabel und anpassungsfähig sind“ (ebd., S. 105). Jenseits sprachlicher Empfindsamkeiten zeigt das Zitat aus der Evaluation des Augsburger Modellprojekts „Trägerbezogenes Leistungsvolumen“, dass Modularisierungen zu Vereinfachungen, Schaffung von Teilaufgaben, Zerlegung von Prozessen führen (sollen), sowie eindeutig an Effizienzgesichtspunkten orientiert sind („Minimierung von Über- und Unterversorgungssituationen“) und – problematischer – ein technologisches Verständnis von Erziehung nebst einer starken Orientierung an Defiziten mittransportieren (vgl. Peters 2014 b), selbst wo von `Ressourcenorientierung` gesprochen wird.

Die vorstehend grob skizzierten Entwicklungen haben uns an anderer Stelle (vgl. Lenz/Peters 2020) von regressiver Modernisierung (Nachtwey 2016, S. 71 ff.)- sprechen lassen: `Regressiv` ist diese `Modernisierung` auch in der Kinder- und Jugendhilfe, weil die angedeuteten Entwicklungen hinter das Niveau der tatsächlichen Modernisierung und konzeptioneller Entwicklungen – wie sie z.B. im Konzept der Sozialraumorientierung (vgl. u.v. Fürst/Hinte 2019; Hinte 2020) oder INTEGRA (vgl. u.v. Lenz/Peters

¹Der Duktus der Rede wurde weitgehend beibehalten, aber mit Literaturhinweisen untersetzt

2020) vorliegen- zurückfallen, aber zugleich nicht grundsätzlich die Errungenschaften und Absicherungen der Moderne in Frage stellen, sondern befördern (wollen).

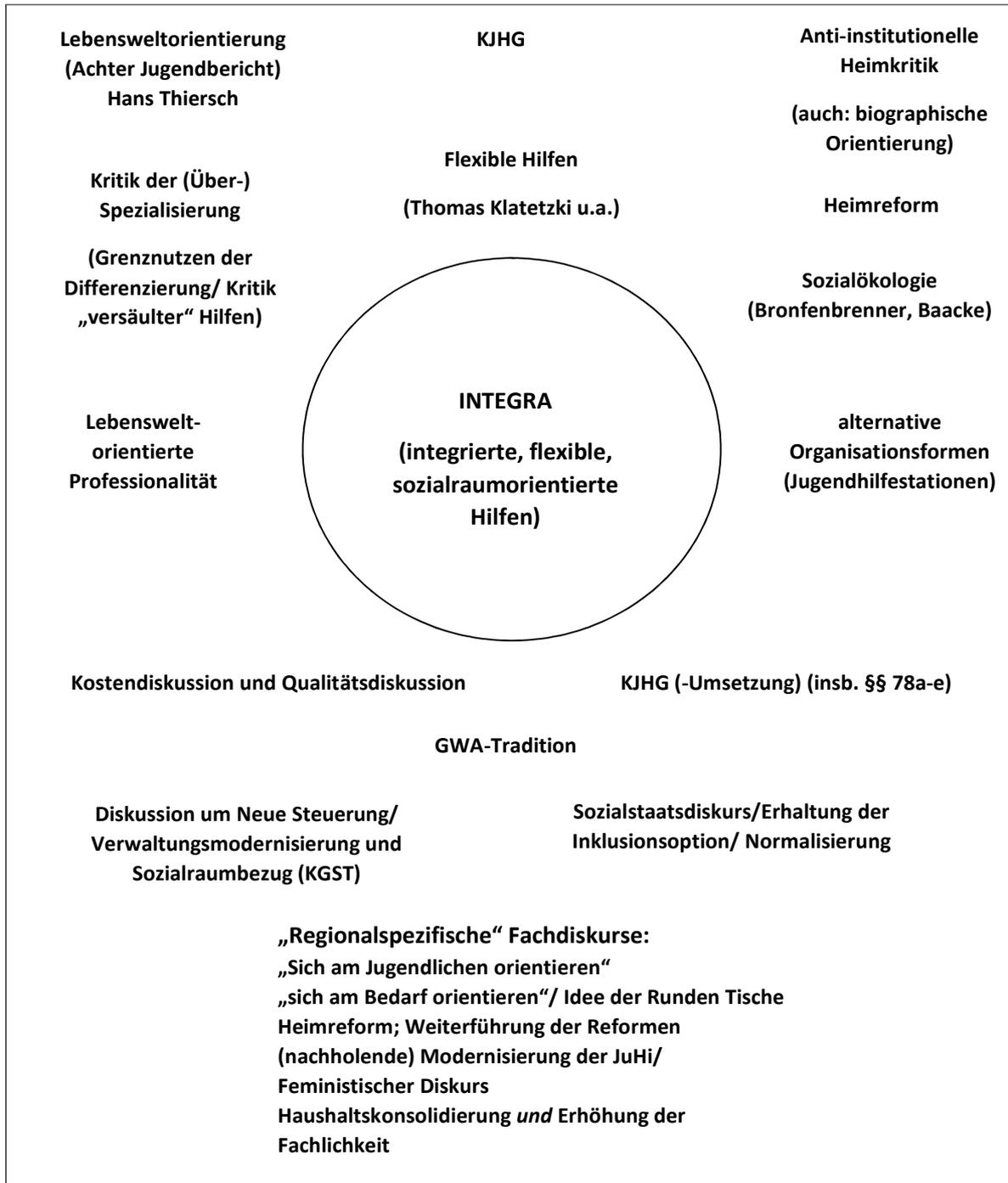
(Weitere Beispiele für 'regressive Modernisierungen'?: vermehrte Geschlossene Unterbringung, aber unter Beachtung aller Verfahrensrechte; in Intensiv-päd. Gruppen werden unter Beteiligung der Jugendlichen täglich Punkte vergeben = Formal mehr Partizipation bei gleichzeitig mehr Härte, Re-Etablierung im Grunde alter Erziehungstechnologien =Verhaltenstherapeutische Modelle; Verstärker...)

Aber das ist ein anderes Thema- zurück zu INTEGRA und zu wenigen Vorbemerkungen nicht nur für diejenigen, die nicht so eng mit der Geschichte der IGfH verbunden sind über die Herkunft und Bedeutung von INTEGRA, sondern auch für die anderen ob vorhandener Geschichtsvergessenheit (?):

- 1.) INTEGRA wurde im Kontext der IGfH entwickelt. Wir kommen aus einem Verband, wo das 'H' für Heimerziehung stand und man muss die Reformaktivitäten der IGfH auch vor diesem Hintergrund sehen, es ging zunächst um Heimreform; dann – als 'IGfH neu' – um die Ausweitung auf bzw. die Verbindung stationärer mit ambulanten Hilfen (lange Zeit unterschiedliche Varianten von Verbundsystemen = Heime und – dezentrale – WG's; stationäre und ambulante Hilfen oder alles)
- 2.) erst dann um die reale (und/oder radikale) Umsetzung der Lebensweltorientierung. Hinzu kommt, dass INTEGRA das erste (größere) verbandsmäßige Praxis-E-und F-Projekt (Zwischenbericht der Kommission Heimerziehung) war;
- 3.) INTEGRA war sehr unterschiedlich organisiert in den 5 Regionen, in denen das Modellprojekt stattgefunden hat und hatte – vorsichtig ausgedrückt – sehr unterschiedliche politische Rückendeckung von den Politikspitzen.
- 4.) Der Begriff INTEGRA und das damit Gemeinte hat im Laufe der Zeit Bedeutungsverschiebungen erhalten – zunächst wurde verbandsintern INTEGRA definiert als „integrierte regionalisierte Angebote der Jugendhilfe“, die allerdings, so hieß es bereits im ersten Exposee zur Projektidee „konsequent lebenswelt- und milieuoorientiert, aushaltend und nicht-ausgrenzende Hilfen“ sein sollten. Mit 'Milieuoorientierung' war der Sozialraumbezug, der dann – auch aufgrund der allg. Diskussionslage- an Bedeutung gewann, zumindest schon angedeutet.
- 5.) Der offizielle Begriff lautete schließlich „Integrierte, flexible, sozialraumorientierte Hilfen“, wobei wir aber manchmal (abkürzend) auch einfach von integrierten Hilfen oder auch flexiblen Hilfen gesprochen haben, obwohl das unpräzise ist.

INTEGRA, das Kürzel für „Integrierte, flexible, sozialraumorientierte Hilfen“ versteht sich, wie gesagt, als eine Reform erzieherischer Hilfen. Diese Reform knüpft an bereits früher vereinzelt realisierte Versuche einer ganzheitlichen und emanzipatorischen Pädagogik an, sie *sucht diese aber im Sinne einer veränderten Jugendhilfeeinfrastruktur zu verallgemeinern. INTEGRA zielt(e) somit auf eine neue (Infra-)Strukturqualität und damit verbunden auf die Gestaltung einer bedarfsgerechten und flexiblen regionalen Jugendhilfe und nicht auf die Entwicklung eines neuen Angebotstyps innerhalb einer nach Leistungsformen differenzierten Angebotsstruktur = kein spezifisches Angebot neben anderen, sondern prägendes Merkmal der gesamten kommunalen Struktur. INTEGRA versteht sich insofern als eine Radikalisierung des Konzepts Lebensweltorientierung (Thiersch 1992).*

Folie 1: Das Diskursfeld, in das sich INTEGRA eingeschrieben hat:



Ohne die Folie ausführlich zu kommentieren, wird deutlich, welche Debatten und Diskurse Einflüsse auf die Formulierung der INTEGRA-Grundgedanken hatten. Außerdem ist zu beachten, dass sich kaum eine Reformabsicht 'rein' und konzeptgetreu durchzusetzen vermag, weil bereits mit Aufkommen auch der Idee 'Gegen- und Fliehkräfte' mobilisiert werden bzw. sich organisieren. Gegen solche Vereinnahmungen sind die ‚ursprünglichen Intentionen‘ einer lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe sowie von ‚INTEGRA‘ zu erinnern, zu verdeutlichen und ggf. neu auszubuchstabieren.

Lebensweltorientierung bedeutet dabei per se und zuvörderst auf Praxis bezogen zu sein. (N.B. gesagt gewinnt Thiersch ja gerade hierdurch seinen Erfolg – s. Arbeitspapier Thiersch) – ohne allerdings die zwischenzeitlich stattgefundenen Diskurse, die sich z.T. aus den Kontexten Verwaltungsmodernisierung

und/oder Haushaltskonsolidierung in das Feld der Jugendhilfe eingeschrieben haben, zu vernachlässigen.

Flexibilisierung, Integration, Sozialraumorientierung

Voraussetzung um Praxis zu verändern ist MitarbeiterInnen zu überzeugen, ist die Entwicklung einer neuen (Hilfe-)`Philosophie`, die sich zu einem Handlungskonzept verdichten lässt. Bewährte Routinen dürfen nicht nur hinterfragt werden, sondern das neue Leitbild bzw. die als offenes Programm formulierte und gesetzte neue „Leitidee“ (oder eben „Philosophie“) muss auch neue generative Deutungsmuster enthalten, die in der Lage sind Praxis zu restrukturieren. Dazu bieten sich theoretisch gehaltvolle Begriffe an, die aber ein gewisses Maß an Vagheit und Offenheit bieten müssen, so dass sie anschlussfähig sind an bereits bestehende „einheimische Theorien“ der Praxis. Im Integra-Kontext waren dies die Begriffe „Flexibilisierung, Integration und Sozialraumbezug“, die (vgl. Peters/Hamberger 2004) durchaus aus theoretischen „Ableitungen“ resultieren und in einen theoretischen Zusammenhang (im Sinne eines theoretical framework) gebracht werden können.

Die Forderung nach **Flexibilität** der Hilfen ergab sich im Wesentlichen aus zwei Begründungssträngen: Einerseits hat sich die Vorstellung flexibler Erziehungshilfen aus der Praxis dezentralisierter Heimerziehung und flexiblen Betreuungssettings (Flexible Betreuung des Rauhen Hauses, Ambulant betreutes Einzelwohnen, Mobile Betreuung etc.) heraus entwickelt. Diese Modelle versuchen, eine institutionalisierte Praxis variabel zu gestalten und berufen sich dabei mehr oder weniger dezidiert auf soziologische Überlegungen, die auf eine Überwindung des Gegensatzes von Struktur und Handeln, des in pädagogischen Diskursen oft konstatierten Gegensatzes von (einschränkender oder begrenzender) Organisation und (eigentlichem) pädagogischem Handeln, zielen.

Wichtiges Moment zur Generierung von Flexibilität ist das Vorhandensein einer offenen `praktischen Ideologie`², einer inhaltlich weitgefassten Sinndimension zu nennen, um anfallende Probleme möglichst offen und unterschiedlich deuten zu können, und um komplexe, vielfältige pragmatische Handlungsstrategien realisieren zu können (Stichwort: multidisziplinäres Team, kollegiale Beratung etc.). Kurz: Flexible Hilfen müssen gewährleisten, dass Problemsetzungen und -deutungen und deren Variation möglichst offenbleiben und darauf bezogen handlungspraktisch reagiert werden kann. Gerade dies – und hieran knüpft der zweite Begründungsstrang der Flexibilisierung an – leisten die traditionell versäulten Hilfeangebote nicht. Sie haben gleichsam immer schon und vor jedem feststellbaren Hilfebedarf vorab eine bestimmte Problemsetzung und Bearbeitung institutionell (und zumeist den in den §§ 28 ff SGB VIII genannten beispielhaften Hilfeformen folgend) organisatorisch auf Dauer gestellt. Anfällige Hilfebedarfe werden dann dem vorhandenen Angebot (möglichst passgenau) zugeordnet. Mit der Folge, dass wer nicht passt, - umgangssprachlich ausgedrückt - Pech gehabt hat...Kurz: Der zweite Begründungsstrang kritisiert die (hohe) Selektivität des versäulten Jugendhilfesystems, das wie die Moderne allgemein seine Erfolgsgeschichte auf Differenzierung (Spezialisierung) und einer Kultur der Trennungen und damit zugleich einer immer sich erhöhenden Selektivität aufbaut. Aus dieser Perspektive kritisiert die Idee der Flexibilisierung die funktionale und institutionelle Differenzierung, die offensichtlich ihren Grenznutzen erreicht hat.

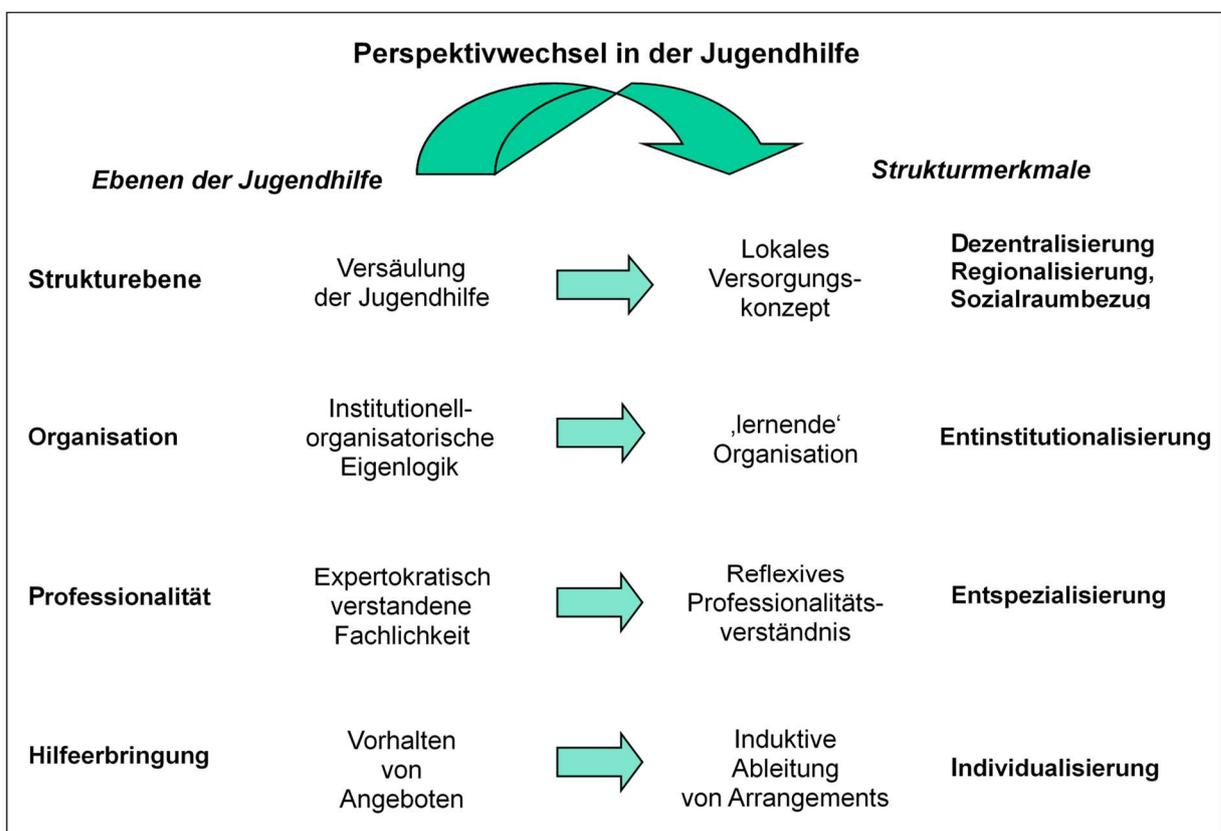
Integration bezeichnet gleichsam die andere Seite der Flexibilität; sie fordert die Zusammenführung von Aufgaben und Inhalten und steht zugleich für die sozialpolitische Option der Inklusion. Es geht darum – fall- und institutionenbezogen- neu festzulegen, in welcher Form Grenzziehungen und Trennungen von Hilfeformen überwunden werden können, welche Hilfearten zusammengeführt,

² `Praktische Ideologien` oder kollektive Deutungsmuster (oder ein offenes Programm, eine bestimmte `Hilfephilosophie`) vereinen dabei Kausalannahmen über eine soziale Realität, Bewertungen und Verhaltensvorschriften zu einem kohärenten Sinnzusammenhang. Den damit gegebenen Vereinfachungen und (scheinbaren) Eindeutigkeiten ist dadurch entgegenzuarbeiten, dass organisationell sichergestellt wird, Komplexität nicht (zu früh) zu reduzieren, sondern zu erhalten (z.B. durch Verfahren der systematischen Teamarbeit – Team als Methode/kollektive Beratung).

vernetzt, durchlässiger gestaltet werden können usw., um eine höhere Responsivität fallbezogen wie für das Hilfesystem insgesamt zu erreichen. Und: es geht darum, eine nicht ausgrenzende Jugendhilfeinfrastruktur zu entwickeln, die – dies die sozialpolitische Dimension – die nicht intendierten ausgrenzenden Folgen einer spezialisierten Praxis vermeidet sowie grundsätzlich inklusiv ausgerichtet ist und einer verstärkten Kultur der Ausgrenzung vermittels individueller Verantwortungszuschreibung und/oder Pathologisierung entgegenwirkt.

Der **Sozialraumbezug** schließlich (oder: die Sozialraumorientierung) ergibt sich aus dem Prinzip der Regionalisierung im Kontext der Lebensweltorientierung, dem Wiederaufnehmen älterer gemeinwesenarbeitsorientierter Elemente (GWA als Arbeitsprinzip), der Idee kommunaler Sozialpolitik, der Sozialraumdebatte in der Jugendhilfe (vgl. u.v. Peters/Düring 2016) und einer verstärkten Ressourcenorientierung sowie einer Kritik der üblichen Steuerungsdimensionen sozialer Arbeit/erzieherischer Hilfen: den Einzelfall, die Immobilie, die Abteilung/den Fachdienst, die Zielgruppe (vgl. Hinte 2003, S.19).

Folie 2



(nach: Rosenbauer 2002)

Aus vorstehenden Bemerkungen sollte ersichtlich geworden sein, dass es sich bei INTEGRA um einen strukturellen Perspektivenwechsel der Kinder- und Jugendhilfe handelt, der auf den vorstehenden Ebenen gleichzeitig verläuft und zu grundlegend veränderten Merkmalen/Charakterisierungen der Ki- und Jugendhilfe führt – einschließlich eines (möglichen!) veränderten Wirkungsbegriffs in der Ki-JuHi (s.w.u.)

Trotz z.T. gleicher oder ähnlicher Begrifflichkeiten und argumentativen wie praktischen Überschneidungen- vor allem bezüglich der Fallarbeit, der Schaffung von Sozialraumteams und-

verantwortlichkeiten, veränderten Kooperationsstrukturen zwischen öffentlichem und freien Trägern, der Betonung der Bedeutung von gemeinsamen Fort- und Weiterbildungen, flexiblen Hilfesettings etc.- unterscheiden sich die Konzepte nuancierend. (vgl. Budde/Früchtel (2006): Die Felder der SRO in: Budde/Früchtel/Hinte (Hg): Sozialraumorientierung, VS-Verlag)

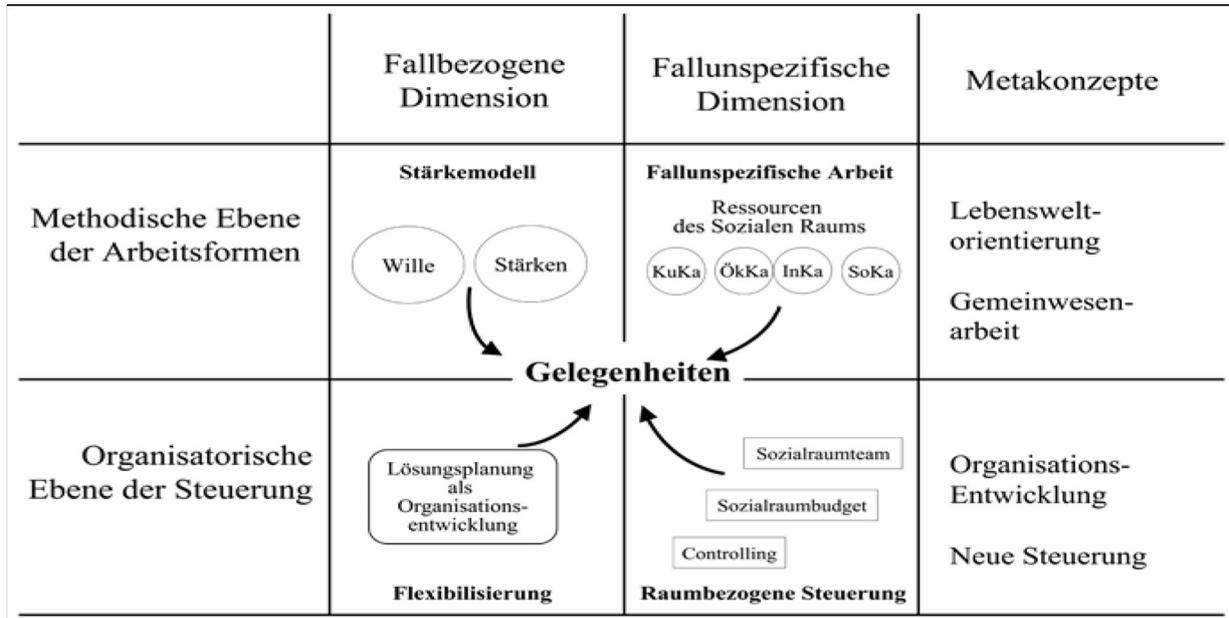
Folie 3: Eine Zusammenfassung der Prinzipien sozialraumorientierter Kinder- und Jugendhilfe

SONI-Schema der Maximen der Sozialraumorientierung (SRO)	Indirektes, fall- oder aufgabenunspezifisches Vorgehen	Direktes, fall- oder aufgabenspezifisches Vorgehen
System (das Hilfesystem und die damit zusammenhängenden wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Systeme)	Sozialstruktur: Soziale Arbeit als soziale Kommunalpolitik konzipieren durch Einmischungs- und Aktivierungskonzepte	Organisation: Form follows function: Organisations- und Finanzierungsstrukturen so verändern, dass maßgeschneiderte Lösungsarrangements wahrscheinlich werden
Lebenswelt (Betroffene, Netzwerke, Nachbarschaften, Gemeinwesen, zivilgesellschaftliche Potentiale etc.)	Netzwerk: Durch fallunspezifische Arbeit Lösungsoptionen wahrscheinlich machen, die soziales Kapital aus der Fallumwelt integrieren	Individuum: Am Willen, an individuellen Stärken und am sozialen Kapital des Falles anschließen; Heimspiele für die Hilfeplanung arrangieren

Abb. 1: SONI-Schema (Budde/Früchtel - zit. nach Düring/Peters 2016, S. 1075)

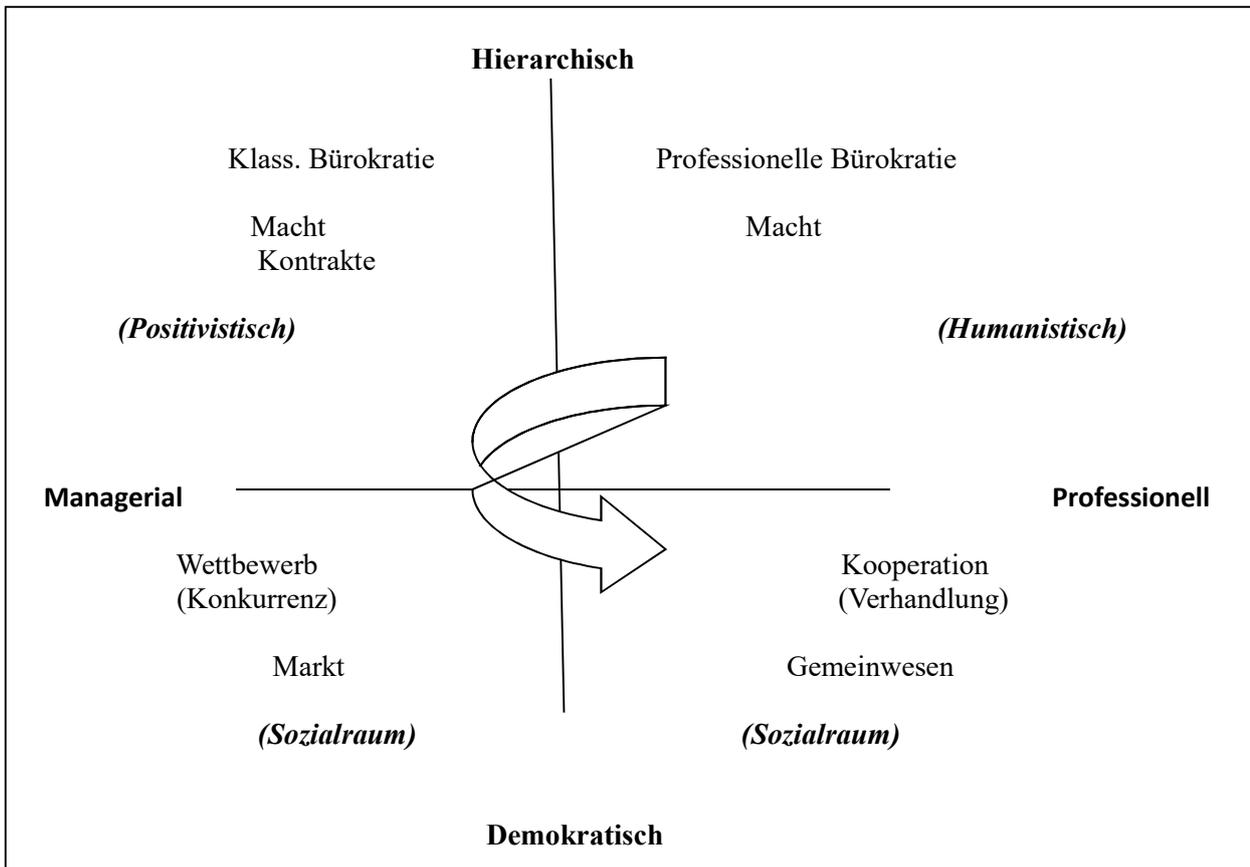
In der folgenden Folie sind noch einmal die Besonderheiten sozialräumlicher, flexibler, integrierter Hilfen – in einer Version wie sie Budde/Früchtel für das Stuttgarter-Modell zusammengefasst haben, aber wie sie auch für INTEGRA gelten kann – aufgeführt: (Methodischen) Arbeitsformen und die organisatorische Steuerungsebene (linke Spalte) werden auf die fallspezifische und fallunspezifische Dimensionen des praktischen sozialpäd. Handelns hin ausbuchstabiert (Spalte 2 und 3): Fallbezogen wird am Stärkemodel und Orientierung am Willen angeknüpft, dem organisatorisch die Flexibilisierung von Hilfen korrespondiert ('Lösungsplanung'), während in der Dimension fallunspezifischer Arbeit angeknüpft wird an – ggf. auch erst noch zu schaffende (!)- Ressourcen im sozialen Raum und organisatorisch an 'Steuerungs- und Umsetzungsmöglichkeiten' („raumbezogene Steuerung“), vor allem durch die Schaffung von Sozialraumteams (vgl. dazu Düring 2011; Düring/Peters 2016). Durch das 'Zusammenspielen' dieser Arbeitsansätze werden „Gelegenheitsstrukturen“ geschaffen. Hiermit *könnte* – je nach Lesart und Betonung- auch ein verändertes Verständnis von 'Wirkung' für die Jugendhilfe vorgeschlagen werden, das sich nicht auf die Aufhebung von Auffälligkeiten oder 'Erziehung' (und damit doch primär den Einzelfall) konzentriert, sondern eben darin besteht, Gelegenheiten entstehen zu lassen, die integrierend (oder sozialisierend) wirken.

Folie 4



Sozialpolitisch gewinne damit eine eher strukturbezogene Argumentation (Schaffung einer sozialen Infrastruktur für ein gelingendes Aufwachsen) an Gewicht (vgl. auch Langhanky u.a. 2004).

Folie 5: Steuerungsmodi im sozialen und politischen Raum- unter dem Aspekt der Variation von Kooperation (vgl. Peters 2020, S.115)



Die vorstehende Folie zeigt – grob skizziert und geschätzt – die Entwicklung der letzten 50 Jahre ausgehend von den 1970iger Reformjahren und dem Ausbau der professionellen (Sozialarbeits-) Bürokratie und nach der Kritik an ihr (zu teuer, zu passivierend, zu bevormundend...) wechselt der mainstream in Richtung managerialer Steuerung (linke Seite) in den Varianten der stärkeren Betonung von Kontrakten oder Märkten und Wettbewerb. Der hier auch verstärkte Sozialraumbezug führt durch die Kritik an Spezialisierung und Wettbewerb wieder auf die (mehr) professionelle Seite und vermehrter Kooperation und Verhandlungssysteme.

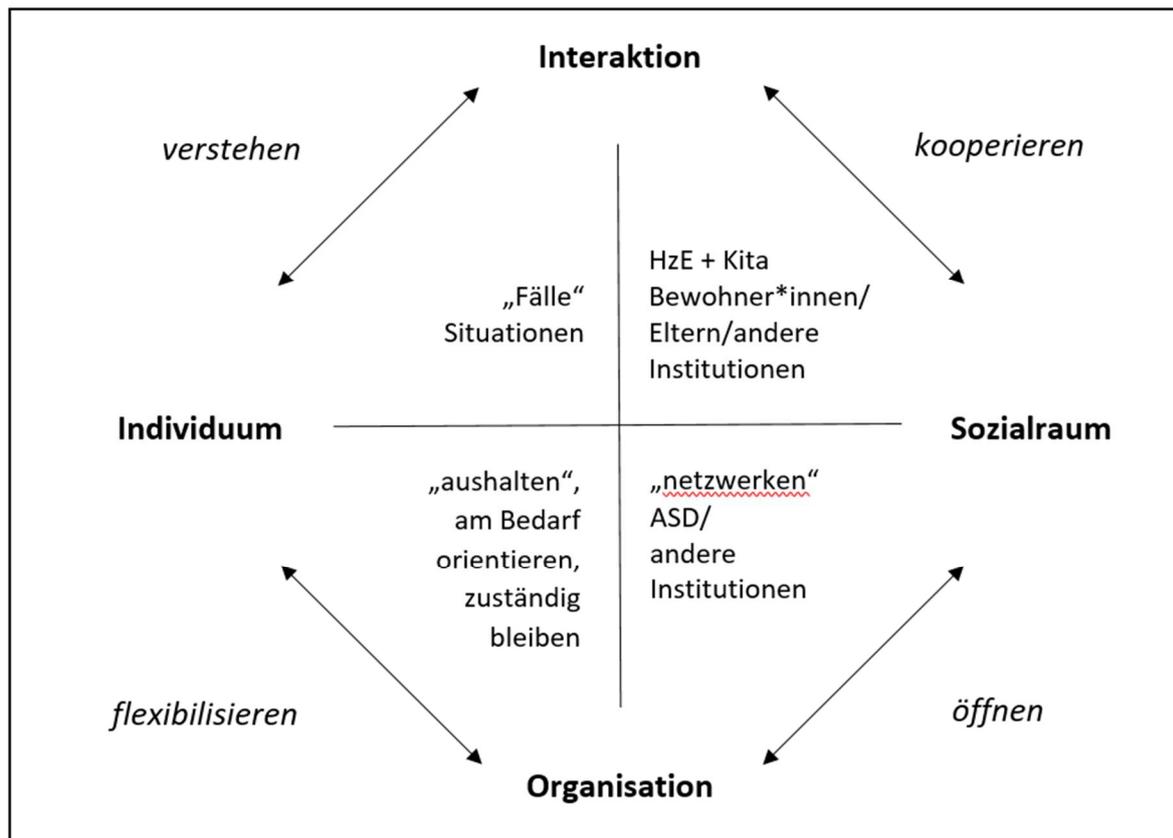
Veränderungsdimensionen

Bei den Hilfen zur Erziehung (HzE) einschließlich des Allgemeinen Sozialdienst (ASD) sowie der Kindertagesbetreuung (Kita) handelt es sich um Praxen, die immer schon in einer spezifischen Art und Weise strukturiert sind: u. a. durch ihre historischen und aktuellen sozialpolitischen Vorgaben und Zielsetzungen, ihre sich wandelnden gesetzlichen Rahmungen, spezifische und sich ggf. verändernde Adressierungen ihrer Zielgruppen, z. T. unterschiedliche professionelle Traditionen, Methoden und Zielsetzungen ihrer Fachkräfte. Des Weiteren zeichnen sie sich dadurch aus, dass sie einem sozialpädagogischen oder sozialarbeiterischen Sinnzusammenhang verpflichtet und stets auch territorial verankert und sozialräumlich organisiert sind.

Gehen wir ferner davon aus, dass sich sozialpädagogisches Handeln immer vermittelt Interaktionen von Individuen realisiert und in bestimmten Kontexten stattfindet, gelangen wir zur Vorstellung von vier zusammenhängenden und die angesprochenen Felder konstituierenden Phänomenen, die zugleich als Ausgangspunkte möglicher Veränderungen fungieren können: **Interaktion – Organisation sowie Individuum – Sozialraum**. Diese Sichtweise folgt einem typischen, selbst sozialpädagogischen „Blick, der zwischen Feld- und Bildungsbezug, zwischen Subjekt- und Strukturperspektive, zwischen institutionellen und personellen Aspekten seinen Horizont entwickelt“ (Rauschenbach/Thole 1998: 20).

Man kann aus diesen Überlegungen ein allgemeines Modell (s. Folie 6) für organisatorische Veränderungen entwickeln, das – würde man die Folien übereinanderlegen – auch eine Entwicklungsrichtungsrichtung abzubilden in der Lage wäre.

Folie 6: Schaubild: Ansatzpunkte für Veränderungen / Reformen



(vgl. hierzu: Düring u.a. 2018, S. 177 ff.)

„Mit *verstehen*, *kooperieren*, *öffnen* und *flexibilisieren* sind die zentralen *Handlungsmodi* benannt, die in unserem Modell als relevant für Veränderungen gelten können: **Pädagogisches Handeln, sprich Interaktionen**, verändern sich durch ein verändertes *Verstehen* von Individuen und Situationen und ein Mehr an *Kooperation* mit anderen Personen und Institutionen im Sozialraum. **Organisationen** verändern sich, indem sie sich, bezogen auf die Interessen und Bedarfe von Individuen (in erster Linie Adressat*innen, aber auch Mitarbeiter*innen), *flexibilisieren* und sich gegenüber dem Sozialraum und in den Sozialraum hinein (als aktiver Bestandteil einer sozialisationsrelevanten Infrastruktur) *öffnen* und sich niedrigschwellig als **Gelegenheitsraum** zu Verfügung stellen bzw. sich als solcher *verstehen*. Hier wird aktiv etwas eingebracht (und nicht, wie fälschlicherweise manchmal vermutet wird, nur nach Ressourcen geschürft). Durch diese Veränderungen verändern sich wiederum auch die **Individuen** und der **soziale Raum** entlang folgender Dimensionen:

- die materielle (Ausstattungs-)Dimension
- die symbolische Dimension als „Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem“
- die Raumnutzung (Aneignung) und Raumherstellung von Individuen und Gruppen
- die politische Dimension entlang der relevanten rechtlichen und normativen Regulationen, die strukturieren, wie und durch wen Raum hergestellt und genutzt werden kann, darf, soll (vgl. Läßle 1991: 196, zit. nach Gestring/Janssen 2002: 149)“ (Düring u.a. 2018, S.178f.).

Die schematische Anordnung und die Wechselwirkungspfeile in der obigen Abbildung zeigen an, dass sich alle vier Entwicklungspfade gegenseitig bedingen und einander beeinflussen. Für eine gelingende Praxisentwicklung müssten idealiter in allen vier Feldern zugleich Entwicklungen und Aktivitäten - kooperativ (!)- initiiert und stabilisiert werden.

Fazit:

Wir haben hier ausgehend von der Grundidee integrierter, flexibler, sozialraumorientierter Hilfen ein verallgemeinerbares organisationsbezogenes Modell von Veränderung, das auf verschiedenen Ebenen angelegt werden kann (Einzelorganisation, aber auch Kommune als Ganzes!), das bewährt ist und partiell entwicklungs offen, jedoch gleichfalls auch weniger offen als andere (Hinter!), weil stark rückgebunden an 'Theorie' (Lebensweltorientierung) und Maximen des 8. Jug. Berichts.

Literatur:

Budde, W./Früchtel, F., 2006: Die Felder der SRO in: Budde, W./Früchtel, F./Hinter, W. (Hg.): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis, Wiesbaden, S. 27- 50

Düring, D., 2011: Kooperation als gelebte Praxis. Steuerungshandeln in Sozialraumteams der Kinder- und Jugendhilfe, Wiesbaden

Düring, D./Peters, F., 2016: Sozialraumorientierung, in: Schroer, W./Struck, N./Wolff, M. (Hg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe, Weinheim, München, S. 1067-1090

Düring, D./Kannicht, V./Peters, F., 2018: Anregungen zur Praxisentwicklung, in: Peters, F./ Lenz, S./Kannicht, V./ Düring, D./Röttger, Th. (Hg.), 2018: Innovation in kleinen Schritten. Zur sozialräumlichen Kooperation von Kindertagesstätten, Hilfen zur Erziehung und Allgemeinen Sozialen Dienst, Berlin, S. 177- 265

Fürst, R./Hinter, W. (Hg.), 2014: Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten, Wien, utb

Langhanky, M./Frieß, C./Hußmann, M./Kunstreich, T., 2004: Erfolgreich sozial-räumlich handeln. Die Evaluation der Hamburger Kinder- und Familienzentren, Bielefeld

Peters, F., 2020: Wie gestalten sich Reformprozesse in der Jugendhilfe und welcher Veränderungen bezüglich der Kooperation bedarf eine regionalisierte und aushaltende Praxis, in: Lenz, S./Peters, F. (Hg.): Kompendium Integrierte flexible Hilfen. Bausteine einer lebenswelt- und sozialraumorientierten Reform der Kinder- und Jugendhilfe, Weinheim, München, S.106- 121

Rosenbauer, N., 2008: Gewollte Unsicherheit? Flexibilität und Entgrenzung in Einrichtungen der Jugendhilfe, Weinheim

Orte gestalten, Räume schaffen, Verhältnisse entwickeln – Professionelle Zugänge zur Sozialraumarbeit nach dem St. Galler Modell

Prof. Dr. Christian Reutlinger

Ich möchte Sie jetzt mitnehmen auf eine kleine Reise in die Schweiz. Dazu habe ich auch ein paar Fotos dabei. Bei der Vorbereitung habe ich ein Beispiel gefunden, aus einem aktuellen Forschungsprojekt. Das ist vielleicht auch wichtig, das zu erklären. Dass ich in der Forschung tätig bin und in diesem Feld, wo Sie und Ihr unterwegs seid, in der praktischen Arbeit, dem eher aus einer Beobachterperspektive zu begegnen. Auf jeden Fall ist es ein laufendes Forschungsprojekt, finanziert vom Nationalfonds, dem schweizerischen Nationalfonds. Der finanziert so Grundlagenforschungsprojekte. Das Projekt heißt „Orte der Sozialpädagogik in der Gesellschaft“. Und das ist der Fall B. Im Fall B geht es um eine vorstationäre Wohngruppe in einem alten Bauernhaus, irgendwo in einem ländlichen Gebiet in der Ostschweiz. Da sind sechs Jugendliche untergebracht, im Alter von 12-17 Jahren. Interessant ist, dass dieses Haus ziemlich im Dorf eingefügt ist. Und auch, wahrscheinlich nach dem heutigen Tag, würde man sagen, im sozialräumlichen Gefüge. Interessant ist aber auch diese Figur des Wandels oder der Reform. Das was ja hier spürbar ist, ist auch in dieser Einrichtung zu sehen. Vielleicht nicht so grundlegend, das können wir später diskutieren. Aber auf jeden Fall gab es infolge einer Pensionierung einen Leitungswechsel. Und jetzt ist das Konzept der Einrichtung total überarbeitet worden. Und wir haben uns die Frage gestellt, wie gehen die Fachpersonen mit diesen Veränderungen um? Wie gestalten sie den Raum? Welche Elemente werden da einbezogen und welche nicht?

Ich werde dieses Projekt im zweiten Teil nochmals vertiefen. Im Moment klingt es vielleicht ein bisschen abstrakt. Ich werde auch einen Weg dahingehen. Ich werde erstmal starten mit Josef, Josef hat uns heute Morgen eingeführt, uns zurückgeführt in Ende der 90er Jahre, Anfang der 2000er Jahre. Das ist eine Zeit, in der man angefangen hat, sehr viel über den Sozialraum zu reden. Ich werde jetzt noch ein bisschen erzählen, wie ich an das Ganze herangehe. Was ich verstehe, was ich nicht verstehe. Was nach dem heutigen Tag, glaube ich, wichtig wird, ist der Zugang. Auch wenn ich seit 20 Jahren vom Sozialraum rede, ist das ein ganz anderer. Das ist vielleicht spannend, vielleicht auch nicht. Wir werden sehen. Ich kann es mir aber auch nicht verklemmen, zwischendurch auch das Ganze nochmal aus einer raumtheoretischen Brille anzugucken. Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich um den Sozialraum geht, was heute diskutiert wurde.

Ja, dann, das wurde ja besprochen. Eine Perspektive für eine professionelle Gestaltung. Ich habe da einen alternativen Begriff, der nennt sich Sozialraumarbeit. Und ich habe dann vielleicht noch kurz die Möglichkeit auf dieses Beispiel einzugehen. Das heißt, ich bin auch zurückgegangen, wie Josef. Ich kann mich erinnern, ich bin damals Anfang der 2000er Jahre am Deutschen Jugendinstitut beschäftigt gewesen in der wissenschaftlichen Begleitung des Programms „Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten“. Das war damals in dieser Reformkonstellation wie ein zweites Reformprogramm. Und ich habe damals versucht zu verstehen, wo vom Sozialraum geredet wurde. Das sind relativ chaotische Bilder, die ich damals angefertigt habe. Ich habe jetzt mal ein Bild mitgenommen. Es geht jetzt nicht um Details, dass ich das erkläre. Aber es sind so meine ersten Versuche, Ordnung zu suchen und Ordnung zu finden. Ich bin dann auch weitergegangen und habe dann gedacht, was sind das eigentlich für Raumverständnisse dahinter. Was versteht man eigentlich unter einem Sozialraum? Da sind ganz unterschiedliche Dinge danach entstanden. Vielleicht ist am Anfang so ein bisschen eine Unordnung dagewesen. Das ist, glaube ich, etwas Wichtiges, dass wir uns

nochmal vergegenwärtigen wovon wir reden. Und ich habe mir da erlaubt, Arbeiten von Friedhelm und Jana auch nochmal zu konsultieren. Ich glaube, sie beide und auch andere haben schon früh versucht, diesem Phänomen, diesem sozialpädagogischen Reden vom Sozialraum auf dem Grund zu gehen. Und das, was gelb unterstrichen ist, das werde ich nochmal auf den Punkt bringen. Nicht bewusst, ich habe jetzt relativ viel Text. Und hinten ist das vielleicht auch nicht so leicht lesbar. Tut mir leid. Aber ich glaube, es ist vielleicht nochmal so eine Gegenposition von dem, was wir vorher gehört haben. Um zu sagen, es gibt nicht die Sozialraumorientierung, sondern es gibt viele unterschiedliche Konzeptionen. Es gibt viele unterschiedliche Begrifflichkeiten. Die Frage ist auch, was hier die beiden Kolleginnen formulieren, ob es dann so neu ist. Wir haben heute Morgen auch schon Friedhelm, dass es die konsequente Weiterführung ist von Entwicklungen, die schon lange angedacht waren, die auch schon lange aufgelistet waren, von der Lebensweltorientierung. Hier sind die ganzen mit dem achten Kinder- und Jugendbericht. Wir haben das so gehört. Also, eigentlich so die Zeit, da war so die Reform lange in der Luft. Und man konnte das endlich das auch umsetzen. Das war ja sozusagen so mein Startpunkt. Wenn ich mir das so angucke, dann geht es mir so, wie um die Frage, also, um verschiedene Fragen. Der Ausgangspunkt ist so, wenn wir so ein bisschen verstehen, wie über Sozialraum geredet wird. Man könnte sagen, heute wurde den ganzen Tag über Sozialraumorientierung geredet. Wenn man sich das anguckt, dann versteht man, was dahinter für Prozesse stattfinden. Und ich glaube, heute geht es ganz viel um Reform, es geht ganz viel um eine Neuorganisation auf einer kommunalen Ebene, es geht um alternative Finanzierungen. Also, es geht um ganz viel. Für mich ist auch spannend zu sehen, was ist das denn eigentlich, dieses Reden überall, was ist das denn eigentlich für ein Raumbegriff, was sind das eigentlich für räumliche Vorstellungen dahinter. Oder eben, worauf zielt denn die Gestaltung? Geht es um neue Strukturen? Oder, worum geht es? Und da, zuerst mal das Analytische, aber ich glaube, bei den letzten beiden Fragen, da würde ich sagen, dass ist für Sie vielleicht überraschend oder was Anderes. Weil ich stelle mir die Frage, was wäre denn, wenn es bei der Sozialraumorientierung wirklich um den Sozialraum gehen würde. Oder was wäre, wenn wir hingehen würden und sagen, eigentlich, sind alle Menschen schon täglich per se am Sozialraum gestalten und wir Professionelle tun das einfach aus unserer professionellen Perspektive. Das klingt vielleicht im Moment noch ein bisschen abstrakt. Ich werde so ein bisschen auch weitergehen und erstmal versuchen zu verstehen, wie über Sozialraum geredet wird, in der Sozialraumorientierung. Ich habe den Eindruck, dass es von der Vorstellung, wir sind in der Einrichtung und irgendwo draußen, außerhalb der Einrichtung ist der Raum. Oder eben der Sozialraum. Und dieses Ding scheint das Soziale zu umschließen. Und es wirkt aber ein auf die Menschen, das heißt, die Familien, die Kinder – es wirkt aber auch ein auf die Einrichtung, es wirkt ein auf die Professionellen, auf die Tätigkeiten. Was interessant ist, das hat Wolfgang Hinte heute Morgen schon gesagt, okay, das ist nicht das Wichtigste, aber an dritter Stelle, hat er gesagt, es ist dann doch wieder das Territorium. Und dieses Territoriale, glaube ich, kommt sehr stark zum Ausdruck. Interessant ist aber für mich, wenn ich jetzt sozusagen dieses Außen bestelle, beackere, entdecke, analysiere, erschließe, bespiele, aktiviere und einbeziehe, kann ich eigentlich das Innere reformieren. Das ist eine total spannende Figur, wenn man sich das so anguckt. Und dann kommt etwas Erstaunliches, dass Vieles, was heute als Vision, als kraftvolles Moment, wo ich gemerkt habe, das ist das, was die Menschen hier drin teilt. Dass Vieles von dem erstmal gar nicht räumlich ist. Sondern, da geht es um ganz viele andere Punkte, wie beispielsweise um Beteiligung, um Deutung von Welt, um neue Kooperationen, um Anpassung von Finanzierung, von Organisationsstruktur. Das war so der erste Ausgangspunkt.

Jetzt kommt so ein kleiner Ausflug: Wieso behaupte ich, es geht nicht um Sozialraumorientierung oder um Raum? Sondern es geht um ganz Vieles. Weil ich natürlich eine bestimmte Vorstellung habe von einem Raum. Da muss man, glaube ich, unterscheiden. Es gibt viele Möglichkeiten über den Raum zu reden. Es gibt sicher eine alltagssprachliche Welt. Die wird immer räumlicher. Wir sprechen von Begegnungsräumen, Entwicklungsräumen, Kommunikationsräumen – also, der Raumbegriff ist sehr vielfältig, mit sehr vielen Aspekten. Und wir haben aber aus dem Geometrieunterricht, das ist so etwas, was wir als Kinder lernen, immer eine ganz klare Vorstellung: ein Raum ist etwas

Dreidimensionales. Man kann hingehen und sagen, Länge mal Breite mal Höhe. Das ist ein Volumen. Das ist etwas, das immer wieder reinspielt, wenn wir vom Raum reden. Wir müssen immer wieder gucken, passt das und was hat das für Grenzen. Interessant ist die Diskussion in den Wissenschaften neben der sozialen Arbeit. Und das ist vielleicht auch noch etwas, was ich nicht verschweigen darf. Von meiner Ausbildung komme ich aus der Geografie. Ich bin sozusagen in den 90er Jahren in der Geografie großgeworden, wo man den Geografen den Raum ausgetrieben. Das ist so der Moment gewesen, wo diese Vorstellung, wir haben die Länder mit den Grenzen und wir können hingehen und sagen, das ist typisch schweizerisch, weil es da diese Berge und die Seen gibt. Wir haben eh keine Weitsicht, deshalb sind so borniert. Dieser Determinismus der dahintersteht, den hat man versucht in der Geografie aufzulösen. Und gesagt, eigentlich müssen wir viel mehr verstehen, wie wir alltäglich Raum herstellen. Wie geschieht das eigentlich in der Welt, die immer globaler ist. Die immer digitaler ist. Wo wir laufend mit unserem Konsum, mit unserer Kommunikation auf Orte Bezug nehmen, die gar nichts mit unserem Ort zu tun haben. Wir kommen eigentlich mit diesem Denken in der Schachtel gar nicht weiter. Und da ist man weggekommen von diesem absoluten Raumverständnis hin zu einem relationalen Raumverständnis. Das heißt, wenn man die beiden unteren Zitate anguckt, das sind zwei Soziologinnen, die das formulieren. Es lautet: „Räume sind nicht einfach als Gegebenheiten zu betrachten, die dem Sozialen vorausgehen, sondern sie sind als Räume zu untersuchen, die erst durch soziale Prozesse entstehen.“ Sie merken vielleicht, diesen Switch, dass wir eher hin in die Raumherstellung den Blick richten, in das, was wir tun. Und die Vorstellung, dass wir das alltäglich tun, ist sicher auch in der Pädagogik nichts Neues. Sondern, ich habe hier ein Zitat von Lothar Bönig, der zusammen mit Richard Münchmeier das schon in den 90er Jahren formuliert hat. „Dass Räume nicht nur Voraussetzung und Bühne sind, auf der die Pädagogik abläuft, sondern selbst schon Pädagogik ist.“

Jetzt haben wir sozusagen das spezielle Phänomen, dass wir in den 90er Jahren über Sozialräume anfangen zu reden. Wir haben die Tradition seit der Industrialisierung, der Schutz der Arbeiter und die Wichtigkeit, dass dieser Übergang von Arbeit in die Freizeit irgendwie auch gestaltet sein muss. Dieses Format, dass man in den Fabriken, in großen Betrieben einen Ort braucht, wo man einerseits die Kleider lassen kann und andererseits sich auch eine Pause gönnen kann, vielleicht auch ein Brot zu essen. Das ist interessant, dass so ein Begriff aufgegriffen wird von der sozialen Arbeit. Dann kommt sowas heraus. Das ist für mich etwas Spannendes, dass wenn wir in der sozialen Arbeit vom Sozialraum reden, dann sind es meistens Gebilde, innerhalb von Städten, Einteilungen, Verwaltungseinheiten. Das heißt, das wäre jetzt sozusagen ein Exkurs gewesen, in so eine interdisziplinäre Diskussion zum Raum. Wo ich dann immer wieder verwirrt bin. Oder man muss eben explizit machen, wovon wir reden. Was meinen wir eigentlich, wenn wir von Sozialraum reden. Meinen wir hier den Ort des Kaffeetrinkens? Sprechen wir von einer Verwaltungseinheit? Worum geht es eigentlich?

Ich habe vorher versucht, eine Position zu entwickeln in den letzten Jahren, die aufbauend auf einem sozialwissenschaftlichen Raumkonzept auch Perspektiven bietet für Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter. Das läuft unter dem Begriff der Sozialraumarbeit. Das ist eine bewusste Abgrenzung eigentlich erstmal zum Sozialraumorientierungsbegriff. Es ist so, wenn man sich das anguckt, eigentlich voll auf die professionelle Tätigkeit der Sozialarbeiter und Sozialpädagogen, aber auch Menschen, die professionelle Tätigkeiten im Sozial-, Bildungs- und Gesundheitsbereich – die sich bewusst in sozialräumliche Zusammenhänge begeben, darin agieren, gestalten und mitwirken. Mit Fabian Kessler habe ich viel zusammengearbeitet und zusammenentwickelt. Wir haben dann auch spielerisch versucht mit Sozialraumarbeit das weiterzuentwickeln. Und sagen eigentlich mit diesen drei begrifflichen Bestandteilen können wir sehr gut formulieren, aus so einer Perspektive der Sozialraumarbeit. Es geht einerseits darum, die räumliche Dimensionierung von gesellschaftlichen Verhältnissen, also das Soziale in den Blick zu nehmen. Es geht darum, zu verstehen, wie Sozialarbeiter ständig Raum herstellen, Raum produzieren. Und es geht aber auch, um eine bestimmte Fachlichkeit. Ich glaube, dieses Fachlichkeitsprinzip, ich weiß nicht, ob ich dich da,

Friedhelm, verstanden habe. Das wäre sowas, wo wir vielleicht auch anschlussfähig nachher sind. Wenn ich das so verstanden habe, steckt eine veränderte Auffassung von Professionalität und auch von Organisation dahinter und Kulturen wie professionelle Deutungsmuster verbunden sind. Ich habe dann, das ist vielleicht, da wurde ich auch angefragt, durch Stefan. Ja, erzähl doch mal, wie ihr in St. Gallen mit dem Modell arbeitet. Erzähl doch mal, was dieses Modell beinhaltet. Das ist etwas relativ Simple. Ich habe einfach mal versucht, unterschiedliche professionelle Perspektiven auf sozialräumliche Verhältnisse zu entschlüsseln, indem ich sage, da wird jetzt aus einer unterschiedlichen disziplinären Perspektive ganz unterschiedlich eingewirkt. Wir haben erstmal, wenn man von oben guckt, die Vorstellung, ich arbeite an den strukturellen Bedingungen. Ich möchte eigentlich den sozialräumlichen Zusammenhang ändern, indem ich die Organisation verändere, die Steuerung verändere, indem ich eine andere Finanzierung anlege. Ich möchte hier Verhältnisse entwickeln. Ich habe das hier so ein bisschen spielerisch aufgenommen, dass es da um die Verhältnisse vor Ort geht. Und kann da natürlich sehr stark einwirken auf ganz konkrete Orte oder auch Orte verändern. Das ist was ganz Anderes, wenn jemand einwirkt, der eher von der planerischen oder architektonischen Perspektive herkommt und versucht was zu bauen, was zu positionieren, an der Materialität zu verändern. Oder wenn ich hingehe als Professioneller mit Kindern und Jugendliche arbeite, wenn ich versuche lebensweltorientiert dahin zu gehen. Das ist ein Dreieck, was im Unterschied, was wir heute Morgen gehört haben, eben kein alternatives Fachkonzept. Es ist auch kein Methodenkoffer und schon gar nicht ein sozialwissenschaftliches Raummodell. Sondern es ist einfach ein Dreieck, das sehr hilfreich ist, wenn man mit unterschiedlichen Personen spricht, um überhaupt zu verstehen, wie ist eigentlich dieser Gestaltungsanspruch. Wo fange ich eigentlich an, wenn es darum geht, sozialräumliche Verhältnisse zu gestalten.

Das war jetzt vielleicht auch noch ein bisschen abstrakt. Daher komme ich jetzt zurück auf das Beispiel, das ich anfangs eingeführt habe. Wo wir seit 2014 sehen, das wäre dann so die Brücke, die du aufgemacht hast, Matthias, am Anfang. Wo wir zwei Grundlagenforschungsprojekten auf der Spur sind, wie Sozialpädagogen Räume herstellen, in ihrer professionellen Praxis. Wir haben im ersten Projekt, das lief von 2014 bis 2017, da haben wir das Feld der offenen Kinder- und Jugendarbeit untersucht. Das ist für euch jetzt wahrscheinlich erstmal nicht so spannend. Aber wir sind hingegangen und haben versucht zu verstehen, wie stellen Jugendarbeiter, das Jugendhaus tagtäglich vor Ort in den Gebäuden, an diesem Ort mit der Möblierung mit ihrer Einbindung in den lokalen Kontext, mit dem, dass sie mit anderen kooperieren. Und was ist daran das Spezifische? Wir haben dann aufbauend auf den Erkenntnissen versucht jetzt in dem Projekt sowie im Folgeprojekt, aufzugleisen, wo wir wie versuchen, zu verstehen, wie ist eigentlich dieser Ort von den Sozialpädagogen gedacht, im gesellschaftlichen Verhältnis, also im gesellschaftlichen Gefüge. Wir kennen die Figur von der pädagogischen Provinz, wo wir sagen, wir müssen jetzt eigentlich junge Menschen herausnehmen und über mehrere Jahre irgendwo in einem Heim unterbringen, damit sie später vielleicht wieder integriert werden. Damit sie später wieder den Zugang zur Gesellschaft finden. Wir haben jetzt hier unterschiedliche Beispiele. Wir haben einerseits klassische Beispiele uns angeguckt. Und haben auch uns Beispiele angeguckt, wo man sagt, nein, dass was wir ganz zum Schluss gehört haben. Also, dass sozusagen dieses Stationäre hier weniger ist und viel, viel ambulanter. Dass wir eigentlich sagen, nein, diese klassischen Orte, wo wir sozusagen über einen längeren Zeitpunkt Kinder und Jugendliche abschotten vom außen. Und wir müssen mehr reingehen, das muss bewusst in den Städten sein, in den Quartieren, in den Stadtteilen sein. Und wir sind sozusagen mitten in der Gesellschaft. Die Frage wäre: Wie können wir mitten in der Gesellschaft junge Menschen unterstützen? Wir müssen nicht diesen Umweg gehen des zehnjährigen Rausnehmens. Wie funktioniert das eigentlich? Wie stellen Sozialpädagogen das her?

Da ist eine Wohngruppe, die harmonisch eingefügt ist. Man könnte auch sagen, die ist sozialräumlich total gut integriert vor Ort. Und jetzt sind die aber konfrontiert mit dieser Wandelfigur. Die sagen, ja, wir haben dieses verstaubte Heimimage. Das möchten wir gerne ablegen. Jetzt versuche ich mal

entlang von diesem vorher vielleicht abstraktem Dreieck, mal ein bisschen zu verstehen, was wir da rausgefunden haben. Wir haben eigentlich mit dem Leitungswechsel, da kommt eine neue Schlüsselfigur. Da kommt eine neue Leitung und die sagt: „Wir brauchen ein neues Konzept!“ Und dieses Konzept ist auch ein pädagogisch neues Konzept. Sie arbeiten mit einer Idee von neuer Autorität. Und sie möchten eigentlich das Strafen und eine in sich geschlossene Heimstruktur auflösen. Und durch eine Figur der Wiedergutmachung und Offenheit nach außen und ein gemeinsames partizipatives Handeln aller Beteiligten entwickeln. Etwas sehr öffnendes, sehr reformerisches. Interessant ist, dass dieser Heimleiter, diese Wohngruppe wie ein Mobile beschreibt. Also, wenn ich irgendwo ziehe, dann gerät mir alles durcheinander. Die Fachkräfte werden in den Interviews sagen, das ist gar nicht so einfach. Diese Idee teilen wir, wir wollen eigentlich einen anderen Ort produzieren. Wir wollen eine andere Struktur, eine andere WG. Aber es lässt sich nicht so leicht umsetzen. Interessant ist, wenn man sich die anderen beiden Teile anguckt, dass es so intervenierende Bedingungen gibt. Das sind einerseits die Menschen. Man sagt, die Jugendlichen können sich gar nicht umstellen. Für die ist das eine Überforderung. Die sind daran gewöhnt, wie so ein Alltag ist. Für die ist es ganz schwierig, wenn sie eben nicht in der Gruppe sind. Ich versuche das jetzt aufzugreifen, was vorhin gesagt wurde. Aber zum anderen sagen die, ja, aber das ist so gut eingefügt in das Dorf, in die ganzen Kooperationspartner, dass alle entweder in das alte Muster verfallen. Die verstehen das eigentlich gar nicht. Da ist so die Figur der Überforderung. Da sagen die Leute, eigentlich sind wir jetzt alle gut unterwegs. Aber es besteht die Gefahr, die Jugendlichen zu verlieren und die bestehenden Netzwerke. Was auch interessant ist, dass wäre sozusagen dieses eher Räumliche. Dass dieses Bauernhaus eine unheimliche Wirkungsmacht hat. Sie müssen sich das vorstellen als ein altes Schweizer, knarrendes, enges, zum Teil auch dunkles Haus. Wenn da jemand durchgeht, dann sind alle wach. Die Platzverhältnisse sind sehr beengt. Das heißt, die Fachkräfte müssen die Küche als Büro nutzen. Die können auch gar nicht ausweichen. Es ist so ein bisschen die Frage, wo die sich besprechen. Das ist gar nicht so einfach. Es ist dann so, bei zwei Jugendlichen, die haben so das Bedürfnis nach Privatsphäre. Jetzt kann man aber da keine Wand einbauen. Jetzt hat man erstmal nur ein Leintuch gespannt. Und so versucht irgendwie abzutrennen, zwei Zimmer. Dass jede Person danach so einen eigenen Raum hat. Interessanterweise ist das sowas wie, man fällt in diesem Haus wieder zurück auf alte Muster. Das ist so eine zweite Bedingung, die total spannend ist. Und jetzt kommt so, eigentlich müssten wir neu bauen. Wir müssen für die neue Idee, ein neues Haus bauen. Erst dann können wir die Idee umsetzen. Das heißt so dieses Dilemma, was so über diese Perspektive wie versuchen ranzugehen. Dieses Sozialräumliche hat eine unglaubliche Wirkungsmacht. Da fand ich wieder aus der Soziologie was total Spannendes für diese Projekte. Was wir so gefunden haben. Das hat Martina Höf, eine Raumsociologin aus Berlin so versucht herausfinden, in ihrer Forschung zu Städten. Sie hat versucht herauszufinden, was eine Stadt ausmacht. Wie unterscheidet sich eine Stadt zu einer anderen Stadt. Wir haben ja vorher schon viele Städte gehört. Und dann gibt es sowas wie eine Eigenlogik. Interessanterweise ist die Figur der Heimlogik auch was total Spannendes für die Einrichtungen, die wir bisher untersucht haben, also im Vorgängerprojekt, wo wir gesagt haben, ist ja noch interessant, dass in einer bestimmten Gemeinde, sich eine Einrichtung entwickelt, die so gut auf dieses Dorf oder diese Stadt passt. Das ist vom Konzept her, von der Pädagogik her, vom Ort her, wie das eingerichtet ist, so eingefügt. Und scheinbar ist es total schwierig aus dieser eigenen Logik herauszukommen. Das wäre vielleicht das, was wir im Anschluss dann auch diskutieren können. Wir haben jetzt als nächsten Fall, nochmal einen ganz anderen Fall, wo wir eigentlich eine vorstationäre Einrichtung gefunden haben, die nicht so richtig eingebunden ist. Die sind eigentlich wie ein Ufo im Dorf. Der einzige Kontakt ist, dass sie Milch holen beim Bauern oder so. Spannend ist da, zu verstehen, wie ist das eigentlich mit Reformen. Auch da findet so eine Reform statt. Ist das einfacher, ist das weniger einfach? Da sind wir mitten drin in der Untersuchung. Aber ich glaube, jetzt ist es so als ersten Einblick gut. Nach Monty Python: Now something completely different, vielleicht gar nicht so schlecht. Ich möchte jetzt erstmal aufhören.

Erfurt im neuen Aufbruch

Bettina Wolff, Olaf Hopfgarten, Stefan Lenz

O.H.: Der Titel *Erfurt im neuen Aufbruch*, das klingt verheißungsvoll, oder? Wir wollen das jetzt mal ein bisschen untersetzen, was ist Aufbruch und was ist neu. Es wurde schon gesagt, Erfurt war einer der INTEGRA-Standorte vor mittlerweile 20-25 Jahren. Da ist viel entstanden. Manches sieht man erst auf den zweiten Blick, heute noch. Was vielleicht gefehlt hat, war eine wirkmächtige Person nach 2003, die das stärker am Leben hätte erhalten können, als es sich selbst am Leben erhalten hat. Aber wir haben eine ganze Menge Erfahrungen gesammelt und die sind auch noch präsent, bei denen, die noch da sind.

Wir wollen daran ein Stück anknüpfen. Also an diese Erfahrungen, die wir gesammelt haben und an die Dinge, die damals entstanden sind. Und wir haben das so gemacht, wie wir eben gerade gehört haben, dass man es nicht machen soll. Wir haben eine Insel geschaffen. Wir haben quasi gesagt, wir machen ein Modell. Und zwar dieses Modell „Jugendhilfestation-Südost“. Das stellen wir gleich vor. Wir haben überlegt, wenn das erfolgreich ist – und das kann ich schon mal sagen, das ist es aus unserer Sicht – dann weiten wir das aus in der Stadt. Dazu sagen wir auch gleich noch was. Und das Ganze wird noch so ein Stückchen eingerahmt oder begleitet und unterstützt durch schon langjährige Bemühungen im Jugendamt um eine stärkere sozialräumliche Präsenz des ASD. Die Idee ist da, der Wille ist da. Der Wille ist da, aber es fehlen dann oft die Räume. So viel dazu. Was wollten wir machen? Was wir nicht wollten: Wir wollten keinen Masterplan im Sinn eines Projektmanagements, wo wir sagen: Das machen wir jetzt demnächst für die ganze Stadt. Das war nicht unser Ansatz. Wir haben gesagt, wir probieren etwas aus, in einem bestimmten Gebiet. Wir wollten Sozialraumorientierung stärker in den Blick nehmen. Und zwar Sozialraumorientierung nicht nur so mit einer regionalen Zuständigkeit, sondern konzeptionell im Sinne des auch schon von Herrn Hinte erwähnten fachlichen Konzeptes *Sozialraumorientierung*, wo auch die Sicht der Betroffenen auf ihre Lebensverhältnisse eine Rolle spielt. Und hier wieder verbunden mit fallunspezifischen Hilfen, die wir in Erfurt schon mal hatten. Die gab es aber nicht mehr, die sind sukzessive aus den Konzepten und auch aus den Entgelten verschwunden. Das wollten wir machen und zwar nur in einem bestimmten Gebiet. Deswegen habe ich gesagt: „Insel“. Das heißt aber auch, dass der Träger, der dort in der Jugendhilfestation-Südost tätig wird, sich verpflichtet, nur in diesem Gebiet tätig zu sein. Das ist ganz wichtig. Das, wie gesagt, nicht nur als regionale Zuständigkeit, sondern auch nochmal verbunden mit anderen Methoden. Und zwar mit Methoden, wie man das, was die Leute wollen, was ihnen wichtig ist, wo sie auch sehen, das können wir schaffen, wie man das noch ein Stück weit besser herausarbeiten kann. Und was hier auch wichtig ist: Wir haben das von Anfang an als ein kooperatives Modell gedacht, im Sinne von kooperativ zwischen Jugendhilfestation und ASD. Also nicht im Sinn von: Wir denken uns was aus im Jugendamt und geben jetzt einen Auftrag und die setzen das um. Sondern als ein kommunikatives, kooperatives Projekt, aber auch als Trägerkooperation von zwei Trägern. Also, ein Träger ist der Postillion e.V., der nicht in Erfurt ansässig ist. Wir haben dann gesagt, wir verbinden das jetzt mit einem guten erfahrenen Träger aus der Stadt, der hier langjährig ambulante Hilfen macht. Der Erfahrungswissen hat, wie das hier so läuft. Der die örtlichen Gegebenheiten kennt. Das ist der Perspektiv e. V. Das war dann das Kooperationsmodell hier für die Jugendhilfestation. Fallunspezifische Arbeitsinhalte waren uns wichtig. Wir reden jetzt darüber, was machen wir eigentlich anders, als in den anderen ambulanten Hilfen. Darum soll es jetzt gehen. Also, was ist neu? Die gibt es sonst nicht in den ambulanten Hilfen, fallunspezifische Arbeitsanteile. Hier haben wir gesagt, wir machen das wieder. Aber dafür müssen wir erstmal ein Finanzierungsmodell finden. Da haben wir lange gerungen und dann gesagt, wir machen das so: Es gibt für jeden Fall 25% mehr Zeit. Und dieses zusätzliche Zeitbudget kann man mit fallunspezifischen Inhalten füllen. Was das ist, das haben wir gemeinsam Stück für Stück erarbeitet.

S.L.: Fallunspezifische Arbeitsinhalte, da war ziemlich klar, wenn man das so liest, da würde wahrscheinlich erstmal jeder so ein paar Schlagworte sagen oder ja, okay, das ist in Ordnung, das kann ich mir gut vorstellen. Man hat dann allerdings in der Praxis gemerkt, dass jeder was Anderes darunter verstanden hat. Da sind alle erstmal losgelaufen. Dann hat sich aber auch so eine Praxis entwickelt. Wir sind leider ein bisschen durcheinandergewirbelt worden oder unterbrochen worden 2020/2021. Da war die fallunspezifische Arbeit teilweise wirklich schwierig, ist regelrecht eingeschlafen. Sie hat dann 2022 begonnen. Es hat damit angefangen, sich mit den Kitas in Erfurt-Südost zu vernetzen. Es wurden runde Tische gebildet, mit den interessierten Kita-Leitungen. Haben mit den Kitas auch Fallbesprechungen gemacht. Einfach mal eine Unterstützungsleistung angeboten. Also, die Idee zu sagen, ich habe eine gemeinsame Fallbearbeitung, Kind ist in der Kita, wird allerdings über HzE zusätzlich betreut. Die Kitas waren die Ersten, die da sehr motiviert waren. Aber das ist jetzt nur ein Beispiel. Es gibt unendliche Möglichkeiten, was man machen kann. Gleichzeitig wiederum war es wichtig, dass die Akteure vor Ort, die Teammitglieder von sich aus Ideen entwickelt haben. Es kam eine ganz spannende Idee vom ASD auf, Sozialraumfälle zu bilden. Wo ich mich erstmal gefragt habe: Was sind denn Sozialraumfälle? Es waren einfach Familien, die noch nicht so ganz bereit waren, in eine Hilfe zur Erziehung einzusteigen. Und eine niederschwellige Betreuung – jetzt gehen sie mal zur Jugendhilfestation und dann gucken wir, was dabei herauskommt. Das war dann letztlich auch nicht so geplant, aber es war, glaube ich, ein ganz gutes Ergebnis. Und aus den Erfahrungen heraus wurde ein Arbeitspapier in der Steuerungsgruppe erarbeitet: Was ist denn eigentlich fallunspezifische Arbeit? Wo es darum ging, mit sehr viel Offenheit herauszuarbeiten, was noch möglich ist. Aber im Ergebnis, würde ich sagen, ob das jetzt 25% oder 20% sind, ist eigentlich erstmal egal. Wichtig ist einfach die Legitimation. Ich darf da etwas tun! Wir konnten letztlich auch den Nachweis bringen, dass wir fallunspezifische Arbeit dazu genutzt haben, um Fallarbeit zu machen. Das sind diese Sozialraumfälle. Aber wir haben auch gerade bei den Kitas – und das steht am Anfang – glaube ich schon, Strukturen aufgebaut, die uns für künftige Fallarbeit einfach helfen. Da haben wir uns sehr stark – Wolfgang Hinte jetzt nochmal – wir haben uns sehr stark an deinem ersten KGS-Bericht von 1998 orientiert. Das wird auch mehrfach erwähnt. Weil ich glaube, da findet man tatsächlich genau die Punkte, wo es sehr gut operationalisiert ist, was es genau bedeutet, bei aller doch irgendwo auf einer „mittleren Flughöhe“ und trotzdem noch der Praxis zu ermöglichen, bestimmte Gestaltungen zu ermöglichen. Soweit zu der fallunspezifischen Arbeit. Ist vielleicht immer noch ein bisschen abstrakt. Aber vielleicht muss es auch abstrakt sein, weil es wäre fatal, wenn man genau sagen würde, wie das Vorgehen zu sein hat. Das ist von Region zu Region sehr unterschiedlich.

O.H.: Ich ergänze noch kurz. Wir haben dort in diesem Sozialraum genau das, was vorhin auch erwähnt wurde. Nämlich Angebote aus der Jugendhilfe, aus anderen Leistungsfeldern. Wir haben dort ein Familienzentrum, wir haben dort Jugendhäuser, daneben gibt es auch Vereine, da gibt es ein Stadtteilzentrum. Also für die, denen der Begriff fallunspezifische Arbeit nicht so geläufig ist, da geht es darum, Kenntnis darüber zu erlangen, um es später in der Fallarbeit nutzen zu können – aber nicht nur theoretisch, sondern es geht darum, auch dorthin zu gehen, die Leute kennenzulernen. Die Leute kennen mich. Man kennt nicht nur die Flyer. Es geht um die Präsenz im Sozialraum.

S.L.: Aber man muss natürlich aufpassen, dass die fallunspezifische Arbeit nicht zu einer Kaffeerunde wird. Eine Kollegin hat mal gesagt, ach, das war so nett, ich war mal wieder mit einer Kollegin vom Jugendzentrum Kaffeetrinken. Wir haben uns ausgetauscht. Da muss man aufpassen. Das ist am Anfang gut, aber irgendwann muss es mehr werden als „wir kennen uns und wir reden miteinander“. Aber kommen wir jetzt zur Trägerkooperation.

O.H.: Das können wir kurz machen. Wie schon erwähnt, gibt es zwei Träger, die gemeinsam die Jugendhilfestation-Südost betreiben. Die haben ihre eigene Fachleistungsstunde. Die haben ihren eigenen Tarif. Aber sie treten als Jugendhilfestation-Südost auf. Das ist die Trägerkooperation in diesem Fall, die hat sich bewährt. Sie ist aber keine Voraussetzung, um sozialräumlich irgendwo arbeiten zu können. Das nicht. Aber in dem Fall, quasi als Einstieg für unser Modell hat es sich

bewährt. Was wichtig ist, man muss es in irgendeiner Weise steuern. Das war uns von Anfang an klar. Wir haben uns eine Form überlegt. Wir haben eine Steuerungsgruppe gebildet, wo die Trägerleitung, die Teamleitung, die ASD-Leitung und auch die Jugendhilfeplanung dabei waren. Diese Gruppe trifft sich regelmäßig. Da wurde vieles festgelegt, wie mit bestimmten Problemen umgegangen werden kann. Und wir haben noch ein Format gefunden, wo die Mitarbeiter dann auch dabei waren, nämlich gemeinsame Klausurtag, wo wir wirklich auch – ich sage mal, wir haben gestritten, wir haben auch ausgehandelt, wir haben reflektiert und das ist, glaube ich, sehr hilfreich in so einem Prozess. Dass man das immer wieder macht, um eine lebendige Dynamik zu erzeugen. Und alle mitgenommen werden können.

S.L.: Geht es darum, für die Region irgendwelche kooperativen Modelle zu entwickeln? Wann bespricht man was gemeinsam? Geht man vielleicht auch mal in eine gemeinsame Fallbesprechung, um voneinander, miteinander zu lernen? Jetzt haben wir vor drei Wochen wieder den jährlichen Klausurtag gehabt. Da kam auch nochmal vonseiten des ASD die Idee auf, man könnte vielleicht auch die Fallberatungen der Jugendhilfestation, da könnte man auch mal den ASD mit einladen. Da entwickelt sich gerade sowas – wir sind gemeinsam da am Arbeiten. Aber auch das braucht letztlich Zeit. Kommen wir zum dritten Teil.

O.H.: Das ist wirklich dann auch neu gewesen. Dass wir gesagt haben, wir wollen das ausprobieren. Da ist der Kern dieser ganzen Idee, wenn man sagt, wir wollen Hilfen arrangieren, Hilfen entwickeln, die sich an dem Willen, an den Vorstellungen der Menschen orientieren und das aufnehmen. Dann muss man die ja erstmal in Erfahrung bringen. Und die bringt man ja nicht in Erfahrung, indem man einfach mal eine halbe Stunde mit ihnen spricht und dann weiß man das. Die Idee war hier, ein Familieninterview zu nutzen, als sozialpädagogische Diagnose oder sozialpädagogisches Fallverstehen. Das wird hier in allen Fällen gemacht. Das wirkt sich dann auch auf den Hilfeplanprozess aus. Also, hier ist es nicht so nach dem Motto: Der ASD legt jetzt mal fünf Ziele fest, die stehen dann im Hilfeplan und der Träger kriegt sie und setzt sie um. Sondern hier geht es darum, am Anfang dieses Familieninterview zu machen und zwar mit möglichst allen Familienmitgliedern.

B.W.: Zwingend.

O.H.: Zwingend, nicht möglichst. Dafür zusätzliche Stunden zur Verfügung zu stellen und dann herauszuarbeiten, auszuwerten – in dem Sinn auch, dass man aus dem Material, was man hat, Lesarten bilden kann. Dass man vielleicht auch Sinnstrukturen entdeckt, gemeinsam, die auf den ersten Blick nicht sichtbar waren. Und es immer wieder auch mit der Familie bespricht. Das findet dann Eingang in das Hilfeplanverfahren.

S.L.: Bevor ich jetzt an Bettina Wolff weitergebe. Das ist im Prinzip das, was wir vorhin gehört haben, mit der Frage, wie kriege ich das, was der Wille der Familie, der Menschen ist, möglichst systematisch strukturiert erfasst, um es dann entsprechend mit einzuarbeiten.

B.W.: Wir hatten generell überlegt, wie wir bei uns die Akzente gestalten. Wir haben eine hohe Anzahl an ambulanten Hilfen. Zunehmend habe ich die Wirksamkeit in Frage gestellt? Ich war dann zeitweise ziemlich unzufrieden insgesamt, konnte mich auch nicht zurückhalten mit meiner Meinung. Da kam dann in gemeinsamen Gesprächen die Idee zu sagen, wir gehen mal ganz anders heran. Wir werden wirklich mit jedem reden, was können sie sich vorstellen, was ist dem Kind wirklich wichtig? Alle, die in einem Haushalt wohnen, die zur Familie gehören, sollen wirklich miteinbezogen werden. Interessanterweise ging das dann ganz schnell. Das Ergebnis war, dass die Hilfen völlig anders gestartet sind, sowohl für den Helfer und für Familien – also, die Kinder haben die Helfer ganz anders wahrgenommen. Die fühlten sich gehört, wirklich mitgenommen. Hilfeplangespräch, das kennen wir ja alle, da sitzen die Erwachsenen am Tisch, sind sich einig, was am Kind geändert werden muss. Zudem muss ich sagen, dass wir auch im Austausch mit den beiden Trägern sind. In unseren Runden

sind wir da sehr kritisch, was in die Richtung ASD geht, was in Richtung Träger geht, zu sagen, dass es da keine Abweichung gibt, dass die Interviews zu führen sind, dass es verpflichtend ist, alle einzubeziehen. Und dass erst der Hilfeplan danach erfolgt. Das ist ganz wichtig. Das ist das, was der ASD aushalten muss, gerade mit der Kontrolle. Du sagst nicht schon vorher: Das muss jetzt erreicht werden, dafür hast du ein halbes Jahr Zeit, dann wird nach einem halben Jahr nochmal verlängert. Sondern, du musst jetzt aushalten zu sagen, wir brauchen jetzt aber drei Monate für diese Interviews, wir brauchen das und wir müssen die auswerten. Das war so das, wo wir gemerkt haben: Wenn du willst, dass das sinnvoll ist, musst du in die Kompetenz der Fachkräfte der Träger vertrauen. Wirklich so ein Stück abgeben. Das du als ASD Mitarbeiterin oder Mitarbeiter alles kontrollieren kannst bzw. alles irgendwie sofort erfolgen muss, ist Quatsch. Ich muss sagen, davon haben alle profitiert. Die Fallarbeit ist mit diesem Konzept ganz anders. Die Arbeit kriegt dadurch nochmal einen ganz anderen Drive.

S.L.: Wir sind jetzt dabei in der nächsten Phase zu schauen, dass wir das nochmal auswerten. Da wird uns Friedhelm Peters auch ein bisschen begleiten, um mal zu gucken: Was kommt denn dann wirklich an, später? Also ist das wirklich das, was man gewollt hat? Erreichen wir das damit? Ich würde jetzt springen zum Ausblick Jugendhilfestation-Südost.

O.H.: Das ist jetzt noch der nächste Schritt. Ende letzten Jahres, da haben wir uns intern im Jugendamt verständigt, mit der Amtsleitung. Wir haben auch eine Auswertung gemacht. Fallzahlen usw., was man da so an Daten hat. Und wir haben gesagt, wir würden einschätzen, dass das ein erfolgreiches Modell ist. Wir geben das in die Diskussion, wir haben darüber auch vorher schon berichtet. In der AG 78, die ziemlich lebendig ist, die AG Flexible Hilfen in Erfurt. Wir haben berichtet im Unterausschuss Hilfen zur Erziehung, auch um die Anknüpfung zum gerade laufenden Fortschreibungsprozess Jugendhilfeplanung HzE herzustellen. Und haben dann das Signal an freie Träger gesendet, dass wir Interesse haben, dass das in Erfurt auch an anderen Stellen, anderen Sozialräumen passieren könnte, in dieser Art. Dann haben wir gesagt, Träger, wenn ihr Interesse habt, das zu machen, meldet euch bei uns. Wir sind schon seit einer Weile mit weiteren drei Trägern im Gespräch bzw. haben auch schon Leistungsverhandlungen geführt. Die sind gerade am Start oder noch in der konzeptionellen Besprechung. Und die Erfahrungen, die im Modell Südost gesammelt wurden, die Arbeitspapiere, die es zu verschiedenen Dingen gibt, die werden dann auch zur Verfügung gestellt. Vieles läuft auch über den persönlichen Austausch. Dass man einfach die Erfahrungen weitergibt. Wir schauen jetzt natürlich, wie wir da noch eine gute Struktur hinkriegen. Wir hatten hier die Steuerungsgruppe, die sich bewährt hat. Wie kriegen wir das jetzt auch gut in der Kommunikation zwischen den Regionalteams und dann den neuen Trägern jeweils hin? Was brauchen die an Unterstützung? Da sind wir gerade noch so ein Stück dabei, das zu überlegen.

S.L.: Letztlich war es völlig unaufgeregt, in der Alltagspraxis, mit den drei Elementen, die wir im Prinzip versucht haben, da mit einzubauen. Jetzt ist die spannende Frage, ein gelingendes Modell zu entwickeln, das in der Praxis in einem Stadtteil begonnen worden ist, auf die Stadt zu übertragen, ohne dass eine Direktive ergeht. So würde ich das als ein bisschen Außenstehender beschreiben. Das ist jetzt ein spannender Prozess, das zu beobachten, was die nächsten Jahre bringen.

Blitzlichter aus integriert sozialräumlich aufgestellten Regionen

Celle: *Thomas Röttger und Jeanette Block-Menze*

Rosenheim: *Susann Schauer-Vetters*

Weimar: *Doreen Bauer, Herr Märkl und Frau Behrens*

Wir haben schon einen Blick in die Regionen gehabt. Nach Thüringen möchten wir einen Blick auf weitere sozialräumliche Regionen vorstellen. Ein kleines Speed-Dating. Drei Regionen, jeweils so 15-20 Minuten. Anfangen werden wir mit der Region Celle, bei Hannover. Da begrüße ich sehr herzlich Frau Jeanette Block-Menze, vom Kreisjugendamt und Thomas Röttger von der Stiftung Linerhaus.

T.R.: Mich kennen Sie ja schon. Ich war ja heute Morgen schon einmal dran.

J. B.-M.: Ich habe den Prozess der Stadt Celle als Jugendhilfeplanerin begleitet. Von daher bin ich da im Thema, aber hatte jetzt länger nichts mehr damit zu tun und bin ganz entspannt. – Ich bin etwas nervös.

T. R.: Ich bin wahrscheinlich eine der Personen, von denen Herr Hinte gesprochen hat. Die man braucht für so einen Prozess. Ich bin Leiter der Stiftung Linerhaus. Vorstand. Ich bin schon mein halbes Leben lang in der Stiftung tätig. In verantwortlicher Rolle als Stiftungsleiter, jetzt die letzten fünf Jahre. Wir können jetzt nicht in den 15 Minuten unser ganzes Modell vorstellen, sondern haben uns gedacht, wir müssen einfach was dazu sagen, wer wir sind. Was haben wir für einen Weg beschritten, grob, in den vergangenen 30 Jahren, die wir da schon aktiv sind? Was sind unsere Stärken, unsere Schwächen? Was klappt gut, was klappt nicht? Dann haben Sie was, relativ ungeschminkt. Von daher: Los geht's!

Wir sind eine Trägerkooperation, die sich im Jahr 2000 gegründet hat. Und zwar bestehend aus vier freien Trägern und damals einem öffentlichen Träger. Die vier freien Träger haben eine richtige Kooperation per Vertrag gegründet. Zwei diakonische, einer vom Paritätär und die Caritas. Da waren drei Wohlfahrtsverbände drin. Klingt kompliziert, ist aber alles machbar. Ein Vertrag, extra Kooperation zur Umsetzung des Sozialraumbudgets. Wir haben aber schon vorher angefangen. Dazu gab es damals den Träger, die Stadt Celle. Wir kommen im Lauf unseres kleinen Vortrags dazu, warum es das jetzt in anderer Form gibt. Damals war der Landkreis außen vor. Die Jugendhilfe lag bei der Stadt und die Jugendhilfe ist vor einigen Jahren von der Stadt an Landkreis zurückgegeben worden. Und nun, siehe da, haben wir seit ein paar Jahren beide Träger an Bord. Das macht es nicht einfacher.

J. B.-M.: Aber da kommen wir noch dazu. Wir sind gestartet, wie Herr Koch das schon gesagt hat, mit dem Paradigmenwechsel. Wie alle da Anfang der 90er Jahre da aufgebrochen sind. Wir haben mit ersten Überlegungen zur sozialräumlich niedrigschwelligen Arbeit begonnen. Mit der Stiftung Linerhaus und dem FSE und der Stadt Celle. Das griff Hand in Hand. Man kann heute gar nicht mehr sagen, was zuerst da war. Waren zuerst die Stadtteilkonferenzen da. Oder waren zuerst die niedrigschwelligen Überlegungen da. Es lief einfach parallel, diese Prozesse. Wir haben dann Stadtteilprojekte gegründet, fünf Stadtteilprojekte. Wir haben so wie Herr Hinte das auch vorgeschlagen hat, die Sozialräume Trägern zugeordnet. Bzw. die Träger haben gesagt, ich möchte

gerne in dem Bereich arbeiten. Unser großes Ziel war, Kooperation zu üben und zu verstetigen. Da sind wir auch immer noch dabei. Das ist unser großes Anliegen. Das müssen wir auch immer wieder üben, weil ja auch neu Akteure dazukommen. Wir wurden begleitet – das war unser großes Glück – durch INTEGRA, weil wir da einfach viel fachliche Unterstützung bekommen haben. Wir hatten drei regionale Moderatoren. Der damalige ASD-Leiter war einer davon. Herr Röttger und Frau Tegele, die uns manchmal als Mitarbeiter ganz schön gequält haben, durch manche Prozesse. Und wir da auch wirklich heftig diskutiert haben. Sodass hinterher jemand gefragt hat, seid ihr euch eigentlich böse. Weil wir einfach so kontroverse Prozesse hatten. Das war auch gut, dass wir die auch ausdiskutierten. Das kann ich nur empfehlen, dass man das wirklich mal tut. Ein weiterer wichtiger Baustein (noch heute) sind gemeinsame trägerübergreifende Fort- und Weiterbildungen. Und nicht nur für die vier Träger, die wir zu Anfang gezeigt haben, sondern auch die Träger außerhalb des Budgets versuchen wir mit einzubeziehen. Ein großer Baustein heute ist Vernetzung mit Schule im Stadtgebiet. Und wir sind seit 2019 in einem erneuten Umbauprozess in der Jugendhilfe, weil der zurzeit regierende Oberbürgermeister der Stadt Celle entschieden hat, dass er keine Jugendhilfe mehr braucht. Und uns dann an den Landkreis zurückgegeben hat. Dass ist in Niedersachsen möglich. Ja, und somit sind wir fast alle zum Landkreis gewechselt, haben unser schönes Modell mitgebracht, mit Ausnahme der niedrigschwelligen sozialräumlichen Arbeit, die man so im Nachmittagsbereich, also Hilfe zur Erziehung, dass, was uns eigentlich ausgemacht hat. Den Teil konnten wir nicht mitnehmen. Der ist bei der Stadt geblieben. Da kommen wir im Lauf des Vortrags weiter darauf zurück, ob das gut oder nicht so gut ist.

T. R.: Es ist kein Zufall, dass nur wir beide hier stehen und nicht noch jemand von der Stadt. Es ist mir nicht gelungen, jemanden zu motivieren, der etwas von der Materie versteht. Und auch Zeit und Motivation hatte, mitzukommen. Ja, die erste Folie geht von den Stärken aus. Das haben wir ja vorhin gelernt. Was stärkt die Familie, systemisch betrachtet? Was stärkt uns in der Stadt im Landkreis, in diesen Hilfen? In dem ganzen System? Wir haben nach wie vor ein gutes Unterstützungssystem mit den Stadtteilprojekten. Frau Block-Menze hat es kurz erwähnt. Es sind niedrigschwellige Anlaufstellen, ich sage mal so böse, das sind Tagesgruppen light, Hort plus – so ungefähr. In den jeweiligen Stadtteilen, verbunden aber gleich mit Hilfen aus einer Hand. Auch dort kann ein Team Erziehungsbeistandschaft, Familienhilfe leisten. Das sind Pädagogen, die das auch beherrschen. Das ist ein gutes System und hat sich seit 30 Jahren verstetigt. Und ich sage das immer ganz stolz. Der gute Mann, der sich aus Celle gemeldet hat, der Herr Fleischer, das war unser erster Sozialarbeiter 1994 in dem ersten Projekt. Solange machen wir das schon. Wir haben nächstes Jahr 30jähriges. Von daher haben wir eine Menge Erfahrungen sammeln können. Wir haben eine gemeinsame Finanzverantwortung. Das ist vielleicht ein Clou der ganzen Geschichte. Die freien Träger fühlen sich mehr mit in die Verantwortung genommen bei einem Sozialraumbudget, beim sozialräumlichen Arbeiten. Es ist nicht mehr dieses Top-Down, wir haben mehr eine Auge-in-Auge Beziehung bei der ganzen Erarbeitung der Probleme. Bei der Gestaltung neuer Ideen. Das ist nach wie vor mit dem Landkreis auf der Ebene so gut geblieben. Wir haben nach wie vor ein recht auskömmliches Budget. Und haben dann, wenn ein Träger unterauslastig und einer überauslastig ist, am Ende des Jahres einen trägerinternen Budgetausgleich. Das ist, glaube ich, einmalig in Deutschland. Wir geben das Geld nicht automatisch zurück an den Landkreis, sondern gleichen das erstmal untereinander aus, um manchmal am Ende des Jahres richtige Budgetverschiebungen. Also, wenn einer 100.000,- EUR drunter ist, dann kann es schon sein, dass wir gemeinsam aushandeln. 50.000,- EUR bleiben bei einem anderen Träger, der das drüber hat. So etwas geht miteinander. Das machen wir jetzt schon 22 Jahre lang. Die Gremienstruktur hat sich bewährt und dabei bestimmte vertragliche Regelungen – Herr Hinte hat das so locker gesagt, Sie können auch andere Träger zulassen, die sogenannte Öffnungsklausel. Die haben wir drin. Es gibt jedoch kaum jemanden der mal angefragt hat, weil das eine Menge Arbeit macht, diese Gremien zu besetzen. Für die Gremien kriegen wir aber auch Geld. Das heißt, die Mitarbeiter, die dasitzen, werden bezahlt. Das müssen wir uns nicht von irgendwelchen Overhead-Strukturen einfach so absparen. Wir haben nach wie vor das Bundesmodellprojekt der IGFH als Strahlkraft. Das sage ich immer, ich bin Mitglied im

Jugendhilfeausschuss, ich leite die Fachgruppe Integrierte Hilfen, die ja als Folge des INTEGRA-Modells entstanden ist. Damit können wir immer auch ein bisschen Punkten und sagen. Das ist eine bundesweite Entwicklung. Wir werden ja manchmal auch von der IGFH gebeten, diesen Gedanken zu vertreten, bei Gesetzgebungsgeschichten in Berlin usw. Eine Stärke, die wir haben, sind die gemeinsamen Fort- und Weiterbildungen. Die haben Sie genannt. Friedhelm Peters hat vorhin etwas gesagt zur professionellen Reflexionsfähigkeit der Mitarbeitenden. Die ist mehr gefordert. Wir bilden ressourcen- und lösungsorientierte Trainer aus. Immer gemeinsam, ASD und die Träger. Kinderschutzfachkraft, solche Sachen. Die haben Sie ja immer organisiert. Es gibt nach wie vor eine hohe Kooperationsbereitschaft bei den freien Trägern und dem Landkreis. Bei der Stadt habe ich da Fragen. Wir kriegen auch bei diesen beiden, Landkreis und freien Trägern, gut hin, eine gemeinsame Haltung bei den Hauptakteuren, sowohl bei Leitungskräften (ASD-Leitung und dergleichen) und auch an der Basis. Und wir haben natürlich geübt, lange Jahre bei den Kooperationsformen, gerade was Schule angeht oder niedrigschwellige soziale Gruppenarbeitsformen. Da haben wir uns eine Menge innovative Sachen ausgedacht, die wir eigentlich immer erst zusammen angehen. Immer die Trägerkooperation, nicht ein einzelner Träger.

J. B.-M.: Ich mache weiter mit den Gefahren, die wir sehen, die auf uns lauern. Und zwar unabhängig von dem Prozess der Rückgabe an den Landkreis. Es ist so, dass wir uns als Akteure, wir alten Hasen, wir kennen uns alle. Aber es ist so, dass wir längst nicht mehr alle kennen, sowohl bei den freien Trägern – ich kenne nicht mehr alle, die im Sozialraum unterwegs sind. Und die freien Träger kennen auch nicht mehr alle, die bei uns im Haus, im ASD rumlaufen, weil einfach 20% Personalfuktuation ist. Das ist schon ganz schön heftig. Dazu kommt, dass wir einen Generationswechsel auch bei den Fachkräften hatten. Damit ist auch verbunden, die abnehmende Motivation der Fachkräfte. Wir haben es vorhin schon mal gehört. Die jungen Kolleginnen und Kollegen kommen direkt von der Fachhochschule oder der Uni. Die haben über sozialräumliches Arbeiten noch nicht so viel gehört. Und was dazukommt bei den ASD-Kollegen ist, dass sie häufig nur noch als Feuerwehr unterwegs sind. Eine Krise jagt die nächste. Wenn ich montags komme, habe ich irgendwie gefühlte 8a-Beratungen auf dem Tisch. Also, acht an der Zahl, in einem Team. Dann wissen die, was da so los ist. Das macht es schwer, weil keine Kapazitäten für fallunspezifische Arbeit vorhanden sind.

Was ist noch eine Gefahr? Oder ein Gegenmittel? Dass wir gemeinsame Fortbildungen auch nochmal verstärken. Vorletztes Jahr haben wir nochmal einen Fachkreis sozialräumliches Arbeiten gemacht. Wir haben die Idee, Herrn Hinte nochmal einzuladen. Einfach, weil uns das inspiriert hat. Er war damals da in Celle und hat so eine Aufbruchsstimmung vermittelt. Und das hoffen wir, dass wir das auch nochmal an die jungen Kolleginnen und Kollegen weitergeben können. Wir hatten bisher ein super Hand-in-Hand mit Politik, Verwaltung, freie Träger. Wir hatten gewachsene Strukturen. Die gehen uns im Moment ein bisschen verloren. Weil es mit der Stadt Celle etwas schwierig ist. Und es fehlen einfach die Abstimmungen, sowohl unter uns öffentlichen Trägern, als auch freien Trägern und der eine öffentliche Träger. Wir stellen uns die Frage, ist die Stadt Celle noch bereit sozialräumliche Verantwortung zu übernehmen. Das müssen wir mit ihnen diskutieren. Das gestaltet sich schwierig. Ich sage das mal in aller vorsichtig und bitte darum, es nicht weiterzutragen. Das Problem ist, dass das Sozialraumbudget nur für die Stadt Celle gilt. Für den Landkreis Celle, also für die Gebiete darum herum, da haben wir kein Sozialraumbudget. Das heißt, dass die freien Träger da als Konkurrenten auftreten und auf vielen Hochzeiten unterwegs sind. Und ein weiteres Problem ist, dass es immer wieder Szenarien gibt oder beschrieben werden, die vom Budgetende sprechen. Das macht große Sorge bei den freien Trägern, weil die sich immer wieder neu positionieren müssen, uns als öffentlichen Trägern gegenüber. Hintergrund sind haushaltspolitische Überlegungen etc. Manchmal auch fachlich, dass jemand im politischen Raum diese Fragen stellt, ist das überhaupt noch notwendig. Wir halten da immer dagegen, weil wir als Mitarbeiter im ASD wollen das weiterhin haben.

T. R.: Ja, danke. Ganz kurz und knapp. Was läuft in Celle nicht, ist noch nie gelaufen oder gar nicht mehr. Das hätte ich gerne. Und es ist nie gelungen im Budget die stationären Hilfen mit reinzunehmen. Wir hatten von jeher ein Budget für die ambulanten Leistungen, die teilstationären Leistungen, die niedrighschwelligigen Gruppenleistungen und die fallunspezifischen Leistungen. Aber nie die stationären. Da haben wir uns nie drangewagt. Daran krankt das auch. Ich glaube, dass Celle nach wie vor viel noch außerhalb unterbringt. Und dass der einzige große freie Träger, den wir im Budget haben, ja auch stationär anbietet, gar nicht so sehr belegt wird. An dieser Geschichte machen wir schon über 20 Jahre rum.

J. B.-M.: Also wir rufen im Moment 80 Heimträger an, wenn wir ein Kind unterbringen wollen, was besondere Bedürfnisse hat. Also, wir können gar nicht mehr wohnortnah unterbringen. Das ist uns natürlich ein Anliegen. Wir haben in der integrierten Berichterstattung wohnortnah als 30 Kilometer im Umfeld definiert. Das kriegen wir nicht mehr hin. Also wir belegen deutschlandweit mittlerweile.

T. R.: Da war jetzt vorhin formuliert worden, von Herrn Hinte, glaube ich, diese Idee, wie ist es dann, wenn die Stationären damit dabei sind und wir uns ganz anders miteinander verantwortlich fühlen. Aber ja. Wir haben am Anfang des ganzen Systems besser mit dem ASD in den Stadtteilen gearbeitet. Es gab nie wirklich feste Sprechstunden. Kann ich nur empfehlen. Haben wir nie umgesetzt. Es gab immer mal wieder ASDs, die in den Stadtteilprojekten mehr verortet waren.

J. B.-M.: Ja, da widerspreche ich ein bisschen. Also, gerade in SRG 6, da hatten wir einen Modellversuch, dort Sprechstunden in der Jugendhilfeeinheit vom FSE anzubieten. Die ist tatsächlich nicht angenommen worden von den Bewohnern, weil das war mitten in der Siedlung. Und alle wussten, Mittwochvormittag ist das Jugendamt da. Und alle wussten, wer dann da reingeht, der geht zum Jugendamt. Das ist nicht so gerne gesehen gewesen.

T. R.: Da muss ich jetzt ein bisschen widersprechen, vom Ergebnis. Wir hatten das nicht wirklich. (...) Tatsächlich, ich glaube, das sollte man machen, wenn man sich dezentralisiert, mehr rein in die Systeme. Es gibt nach wie vor keine gute trägerübergreifende kollegiale Fallberatung. Es gibt ja Städte, Kommunen, die so, das hatten wir neulich in Erfurt auch, so eine Art Fallberatungssitzung machen, mit allen Trägern. Das haben wir in Celle so nie gehabt. Wir machen selber die kollegiale Fachberatung, mit den Kollegen. Aber das läuft noch nicht gut über, über die Träger hinüber. Wir haben das beim HzE-und-Kita-Modell mal angefangen. Das könnten wir wirklich noch gut weiter ausbauen. Auch die Umsetzung der Inklusion der niedrighschwelligigen Hilfen und in den fallspezifischen fehlt, da sind wir auf dem Weg. Aber ganz, ganz erst am Anfang. Da haben wir noch eine Menge vor uns. Und schließlich, was ich zu beklagen habe, ist das, es fehlt einfach an guter Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Sozialgesetzbüchern VIII und IX bei den öffentlichen Trägern. Das hat treffend vorhin jemand von euch beiden gesagt, Friedhelm, das ist Kampf, die kennen sich nicht, die kämpfen gegeneinander, auf unseren Schultern, auch auf den Schultern der Adressaten. Das würde ich gerne abstellen.

J. B.-M.: Ich schließe mich da an. Was sollten wir effektiver nutzen? Die Budgetspielräume können wir sicherlich noch effektiver nutzen, Bedarfe zusammenzufassen, sozialräumliche Ressourcen zu nutzen. Wieder unspezifisch zu arbeiten. Meine Mitarbeiter werden mich nicht dafür lieben, dass ich das sage. Aber ich glaube, das ist einfach ein großer Auftrag an uns. Wir werden im Stadtgebiet, die Stadtteilkonferenzen neu beleben, einen Auftrag da starten. Das können wir jetzt endlich nach fast einem Jahr Diskussion umsetzen. Das wollten wir eigentlich dieses Jahr schon machen. Wir mussten den anderen öffentlichen Träger da sehr motivieren, das zu zulassen. Da gab es große Ängste. Wir müssen verstärkt zusammenarbeiten mit Trägern außerhalb des Budgets. Wir müssen versuchen, mehr in Strukturen einzubinden. Vielleicht auch zu motivieren, in das Budget mit einzusteigen, sage ich jetzt mal. Ohne, dass das abgestimmt ist. Wir haben parallel Unterstützungsformen entwickelt, wie Jugendhilfe im Kontext Schule. SOLE, das ist soziales Lernen in der Gruppe. MOCA, mobiles Job-

Coaching. Und die Jugendberufsagentur, die rechtsübergreifend arbeitet. Wir können aus den Erfahrungen, die wir in diesen Unterstützungsformen machen, gut lernen. Wir müssen das auch ins Sozialraumbudget übertragen. Wir haben gute Ansätze, Kita, Schule, mit HzE und Projekten, dort zu unterstützen und dort zusammenzuarbeiten. Auch das müssen wir weiter am Rand des präventiven Gedankens weiter umsetzen. Die Zusammenarbeit mit der Jugendarbeit der Stadt Celle, da müssen wir echt ran. Da glaube ich manchmal, dass wir einen externen Moderator benötigen, der uns da hilft. Und so wie heute, überregionale Vernetzung finde ich auch total wichtig und das wollen wir auch gerne weiter voranbringen.

(...)

M. v.H.: Ganz kurz, ich will noch mal einen Satz, vielleicht auch für ein Gespräch in der Pause, zum Ansprechen. Dass was in den letzten Jahren zu beobachten ist, jedenfalls bei uns, zum einen große Träger verlassen immer mehr ihre eigentlich angestammten Häfen. Haben wir jetzt so seit zehn, fünfzehn Jahren. Und dann haben wir so eine Individualisierung der Trägerlandschaft. Also, auch richtig gute Kolleginnen und Kollegen von uns, verlassen die Einrichtung und machen sich selbstständig. Und haben dann natürlich keine Ressourcen über, die haben zwar ganz viele Ressourcen für EBs und SPFH, aber keine Ressourcen bei der Budgetgestaltung, um da engagiert Mitverantwortung zu übernehmen. Wir sind locker bei 30 bis 40 unterschiedlichen Trägerchen, die da rumhüpfen. Der Markt gibt das her. Das macht das nochmal zusätzlich kompliziert, das alles zusammenzuhalten.

(...)

S. S.-V.: Ich bin alleine da, weil leider kein Mitarbeiter vom Jugendamt abkömmlich war. Sie haben eine andere Personalstruktur als wir. Ein bisschen enger. Ich habe überlegt, was für Sie interessant sein könnte und habe mich vorhin mit dem Herrn Hinte kurz ein bisschen upgedatet. Ich würde jetzt den Part nehmen, wie wir das aufgestellt haben, von der Finanzierung und auch den stationären Bereich, den wir miteinbeziehen. Natürlich würde ich nachher zum Schluss auch noch sagen, wo wir nicht so gut sind. Das gehört auch dazu.

Bei uns fing das vor über 20 Jahren an. Man muss einfach sagen, wir hatten einen wahnsinnig engagierten Jugendamtsleiter, der das unbedingt wollte. Er kam aus der Gemeinwesenarbeit. Wir hatten einen super Dezernenten. Und unsere damalige Oberbürgermeisterin, die standen alle drei hinter dem Projekt. Und dadurch war das natürlich vom Ansatz her, sensationell, sage ich mal. Jetzt haben mittlerweile schon zwei gewechselt. Wir haben einen Jugendamtsleiter und jetzt haben wir einen Oberbürgermeister, aber die führen das genauso gut weiter. Wie gesagt, es steht und fällt mit den Schlüsselpersonen. Wir hatten zwischendurch mal ein bisschen Angst, aber die war Gottseidank unberechtigt. Zunächst Strukturen: da würde ich einfach mal sagen, wir haben viermal im Jahr eine Trägerkonferenz. Das heißt in der Trägerkonferenz treffen sich die vier Geschäftsführer der vier Schwerpunktträger der Stadt Rosenheim, der Jugendamtsleiter, der Controller, der Jugendhilfeplaner und punktuell sind immer zwei Regionalleiter dabei, bei diesen Trägerkonferenzen. Ebenso finden zehn Regionalleiterkonferenzen im Jahr statt, wo halt die Planung, was wollen wir in der Stadt Rosenheim erreichen, als die Schwerpunktträger. Da sind wieder die Regionalleiter, der Controller und der Jugendhilfeplaner dabei, um die Schnittstellen durchlässiger zu machen. Nicht, dass wir zwei Parallel-Universen haben. Dann ist es uns ganz wichtig, dass wir gemeinsam Regionalleiterklausuren machen. Also zweitägig, wo alle Regionalleiter von freien und öffentlichen Trägern, sowie wieder der Controller und der Jugendhilfeplaner dabei sind. Weil wir festgestellt haben, dass das sehr wichtig ist und wir es gemeinsam entwickeln wollen und nicht, dass alle drei Regionen in unterschiedliche Richtungen gehen. Dann ist es wichtig, dass man neue Mitarbeiter gut einarbeitet. Wie man merkt, kommen immer mehr junge Mitarbeiter dazu. Da ist bei uns fest verankert, dass sie eine Grundlagenschulung bekommen, die sechs Tage umfasst. Dann haben wir jährlich zweimal „Training

on the Jobs“. Das heißt, da haben wir schon unterschiedliche Systeme probiert. Wir haben die Sozialraumteams, das heißt, freie Träger, öffentliche Träger gemeinsam mit den Mitarbeitern von JASS, also Jugendsozialarbeit an Schule, die Erziehungsberatungsstelle ist mit dabei. Wo wir uns immer wieder mit den anderen Regionen mischen, so das Nord-Ost-West in drei Gruppen waren. Mittlerweile sind wir wieder zurückgegangen, dass jede Region für sich ist, weil es so viele Wechsel gab. Und wir gesagt haben, okay, die Teams müssen stabil sein, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass wir das wieder mischen irgendwann.

Dann findet wöchentlich unser Sozialraumteam statt, wo die Mitarbeiter vom freien und öffentlichen Träger dabei sind. Die Erziehungsberatungsstelle. Jugendsozialarbeit. Die (INRO-Kraft), da komme ich nachher noch dazu, was das bedeutet. Die wirtschaftliche Jugendhilfe ist dabei und punktuell Gäste. Das heißt, wenn ein Kind stationär untergebracht ist, ist von der stationären Einrichtung auch noch jemand dabei. Und wir gehen immer mehr dazu, dass wir auch die betroffenen Familien zu den Fallbesprechungen mit einladen, was nicht ganz einfach ist. Aber im Ergebnis ist es oft sensationell, was da rauskommt. Weil einfach die Leute ihre eigenen Fragen beantworten können, die der Perspektivwechsel nicht kann. Dann haben wir bei neuen Mitarbeitern, sie werden ein halbes Jahr sehr intensiv eingearbeitet von den alten Hasen, so nenne ich sie mal. Und die Mitarbeiter wechseln auch. Das heißt, sie dürfen in jeden Sozialraum hospitieren oder mitlaufen eine Woche. Um einfach zu gewährleisten, dass wir halt immer ähnlich sind. Wir werden nie hundertprozentig gleich sein in den Sozialraumteams, aber sehr ähnlich. Und die gegenseitigen Hospitationen stehen auch den Mitarbeitern zur Verfügung, die schon länger da sind.

Das ist so ein bisschen zu den Strukturen. Dann ist es so: Rosenheim hat ungefähr 65.650 Einwohner. Die wurden damals gedrittelt. Das heißt, jeder Sozialraum ist ungefähr für 21.880 Menschen zuständig bzw. verantwortlich. Alles was mit Jugendhilfe zu tun hat. Wir haben drei Regionen. Das ist einmal der Norden. Und der Norden wird bespielt, sage ich mal, von der Caritas und vom Kinderschutzbund. Der Westen wird von Startklar, Sozialer Arbeit beackert und der Osten, das sind wir, Diakonisches Werk Rosenheim. Was gelungen ist in der Stadt, das ist, dass wir die Sozialraumbudgets gleich haben, mittlerweile. Also jeder hat ein Drittel vom kompletten Budget der Stadt. Wir dürfen bis zu elf Vollzeitäquivalente bei uns im Träger beschäftigen, die pauschal finanziert sind. Wir haben keine Einzelfallabrechnung mehr. Das heißt, wie gesagt bis zu elf Vollzeitäquivalente. Dann können wir pädagogische Ergänzungskräfte einsetzen. Dann haben wir einen Sockelbetrag von 15.000,- EUR Sachkosten für FuA/FüA. Das sind nicht die Fachleistungsstunden, weil diese sind ja eh schon abgedeckt über die Pauschalfinanzierung. Das sind super Bedingungen, das muss man einfach sagen. Was in den 20 Jahren gelungen ist, wir haben wenig Einzelfallarbeit, weil wir relativ viel Präventives machen. Das lasse ich weg, weil ich damit noch anfangen, dann müsste ich noch länger reden.

Das ist in dem Bereich. Was uns in den letzten Jahren, was wir glauben, was eigentlich schon sensationell ist. Wir haben eine Gruppe im Kinderheim Schöne Aussicht pauschal finanziert. Das heißt, ob die Gruppe belegt ist oder nicht, die Einrichtung bekommt ihr Geld für alle Plätze, die sie zur Verfügung stellt. Natürlich ist dann klar, sie dürfen auch nur von Kindern aus Rosenheim belegt werden. Also, da können wir keine Kinder aufnehmen, die vom Landkreis kommen oder sonst was. Da ist es so, dass der stationäre Bereich nicht bei einem Träger der Schwerpunkt ist. Aber eine wahnsinnig enge Kooperation stattfindet. Zusätzlich zu dieser Gruppe, die mit acht Plätzen belegt werden kann, haben wir im Durchschnitt 4-5 Plätze belegt. Das heißt, wir haben im Durchschnitt immer drei Plätze, die gar nicht belegt sind. Und die ganze Stadt Rosenheim hat aktuell acht stationäre Unterbringungen. Nicht mehr und nicht weniger. Allerdings zähle ich jetzt die Pflegekinder nicht dazu. Aber wie gesagt, acht stationäre Unterbringungen haben wir. Dann ist vielleicht zu der Gruppe noch was zu sagen. Jedes Sozialraumteam unterstützt die Gruppe mit 20 Stunden aus seinem Budget. Also, wir stellen eine Mitarbeiterin 20 Stunden der Gruppe noch zusätzlich zur Verfügung. Um zu ermöglichen, dass die Mitarbeiter der (INRO-Gruppe), so nennen wir diese in Rosenheim, halt

auch in den Sozialräumen mit engagieren können. Dass sie wissen, was findet in den Sozialräumen statt. Welche Projekte können sie noch nutzen. Dass wir halt wirklich Übergänge schaffen. Die (INRO-Kraft), das heißt die eine Mitarbeiterin ist sozusagen auch das Bindeglied zwischen der stationären Unterbringung und dem Sozialraumteam, weil sie in den Teams der stationären Gruppe mit dabei ist, wie auch bei uns im Sozialraumteam. Sie hat den Überblick über die Kinder, die da untergebracht sind. Und hat natürlich auch den Auftrag immer zu schauen, bleiben wir an dem Fall dran, bewegt sich da was, geht da was vorwärts, wie ist die Aktivierung der Eltern und, und, und. Das ist sozusagen unser Bindeglied. Und die Durchführungsverantwortung, das heißt, der Fall ist ja im Durchschnitt vorher schon bekannt. Und es ist schon eine Hilfe zur Erziehung drin. Dann ist vom freien Träger schon jemand an dem Fall dran. Und dieser bleibt auch an dem Fall dran, wenn das Kind stationär untergebracht werden soll. Dass keine Abbrüche kommen, sondern dass er oder sie auch weiterhin mit den Eltern zusammenarbeiten können, um zu gewährleisten, dass auch eine Rückführung gut stattfinden kann. Weil ja oft die Frage ist, wie ist das möglich oder wie ist das finanzierbar. Es ist bei uns so, wir haben eine relativ kleine Trägerlandschaft in Rosenheim. Alle Träger, die es in Rosenheim gibt, sind mit in der Sozialraumorientierung verbunden. Jeder, der möchte, dürfte auch. Aber bis jetzt haben wir Glück oder auch Pech, wie auch immer man das nimmt. Dass es so bleibt, wie es gerade ist. Das Wunsch- und Wahlrecht bleibt natürlich bestehen bei den Familien. Wenn mal aus irgendwelchen Gründen das nicht sein sollte, dann werden wir da auch eine Lösung finden. Und das Budget ist nicht gedeckelt. Natürlich ist ein Budget eine Rahmengröße, aber, wenn wir es sprengen würden, dann wäre es halt so. Dann muss man es halt erklären, wieso, weshalb, warum? Dann ist es auch gut.

Das ist jetzt nur so ein kleiner Abriss von dem, was bei uns gerade ist. Was unsere Stolpersteine sind oder wo wir in den nächsten Jahren unsere Schwerpunkte setzen wollen. Das ist die engere Zusammenarbeit zwischen Jugendhilfe und Schule. Das gestaltet sich, glaube ich, überall etwas schwierig. Aber ja, wir sind dran, dass wir Kooperationsvereinbarungen mit dem Träger schaffen, der Jugendsozialarbeit an Schulen leistet. Wobei die Kollegen ja auch regelmäßig bei uns im Sozialraumteam dabei sind. Also von der Seite her sind da schon viele Hürden abgebaut. Aber wir würden es gerne noch ein bisschen intensiver ausbauen. Das andere ist, wo wir auch oft an Grenzen stoßen, das ist Jugendhilfe und Kinder- und Jugendpsychiatrie. Weil da kommen natürlich oft Sachen, da und da muss das Kind untergebracht werden. Da sind wir schon seit Jahren dran, dass sie uns doch bitte sagen sollen, was sind die Bedarfe oder was braucht das Kind. Und nicht schon stationäre Einrichtungen vorschlagen und schon Vorstellungstermine ausmachen. Das ist schwierig. Aber das sind so unsere Bausteine, die wir in der nächsten Zeit angehen werden.

(...)

D. B.: Ich darf sie ganz herzlich begrüßen. Wir wurden ganz freundlich eingeladen und freuen uns natürlich sehr, wenn wir auch hier vor Thüringer Vertreterinnen und Vertretern unseren Weimarer Weg, auch wenn mich Frau Behrens scheltet für diesen Begriff, präsentieren dürfen. Ich möchte ganz kurz noch was zu den Personen sagen, die wir heute hier sind. Wolfgang Märkl ist der Planungs Koordinator und Teamleiter des Planungsteams bei uns im Familienamt. Stefanie Behrens steht hier ein Stück weit stellvertretend für die Regionalteamleitungen. Sie ist Regionalteamleiterin beim öffentlichen Träger. Aber wir verstehen das ja sehr kooperativ, gemeinsam mit dem freien Träger. Mein Name ist Doreen Bauer, ich komme aus der freien Jugendhilfe, war Geschäftsführerin hier in Erfurt und deswegen bin ich da auch der Stadt noch nach wie vor sehr verbunden. Und kenne sozusagen aus meiner ganz praktischen Arbeit, die als Sozialarbeiterin schon ganz lange zurückliegt, in den Hilfen zur Erziehung. Und dann als Geschäftsführerin, die Nöte der freien Träger und auch das, was es braucht an Rahmungen, um Sozialraumorientierung umzusetzen und nachhaltig umzusetzen. Wir in Weimar haben uns dafür entschieden, Sozialraumorientierung in der Kinder-, Jugend- und Eingliederungshilfe umzusetzen. Und darauf aufbauend eine Transformation des Amtes zu gestalten. Wir haben das Glück in Weimar, dass wir Jugend- und Sozialamt sind. 2008 wurde das Amt

zusammengeführt. Das war damals ein politischer Umstand. Eigentlich ein Zufall, der dazu geführt hat und der sich für das, was wir vorhaben, als genau richtig erweist. Denn, wenn wir mit Blick auf die Eingliederungshilfe schauen, wie wir das gestalten, dann ist das für uns in Weimar kein Thema. Weil das in unserem Amt verankert ist. Wir wollen aber auch das Fachkonzept von Hinte nutzen und die Haltung, die dahintersteht, um zu schauen, was bedeutet das konkret für ein Handeln in der Verwaltung. Wie müssen strukturelle Rahmenbedingungen in Verwaltung organisiert sein. Wie müssen Mitarbeitende, die jetzt erstmal gar nicht im Bereich der erzieherischen Hilfen tätig sind, im ASD oder in der Eingliederungshilfe, sondern im Wohngeld, Elterngeld, Bafög. Wie müssen die aufgestellt sein, damit wir im Sinn des Fachkonzepts handeln. Das ist eine Herausforderung, der wir uns auch in der nächsten Zeit stellen werden.

Ich gehe jetzt nochmal ganz kurz auf die Stadt Weimar ein, die bekannt ist als Stadt der Hochkultur und dennoch mit großen Problemlagen. Wir haben steigende Fallzahlen gehabt. Wir haben Großraumwohnsiedlungen, die im Osten oft davon gekennzeichnet sind, von einer hohen Segregation, aber auch von einer hohen Arbeitslosigkeit der betroffenen Personen. Wir haben dort eine unheimlich hohe Hilfedichte. Dies ist geparkt und verstärkt seit 2015 natürlich auch mit der Fluchtbewegung, mit den für den Osten sehr hohen Migrationsanteil. Diese Herausforderung haben wir in Weimar, wengleich das nicht in erster Linie mit der Stadt und ihrer Strahlkraft assoziiert wird. Wir hatten, ich bin 2015 gekommen. Auch da wurde ich konfrontiert mit der Fixierung auf den Einzelfall, Versäulung der Hilfen. Wir hatten in Weimar ganz normal ambulant, teil-stationär und stationär, wengleich wir einen Großteil der Kinder außerhalb untergebracht hatten. Mehr als 60% waren außerhalb untergebracht. Und wir aber für die Stadt unheimlich viele stationäre Plätze hatten. So um die 100 Plätze haben wir alleine in der Stadt Weimar, konnten aber die Kinder nicht in Weimar unterbringen. Wir hatten die unzureichende und fehlende Präventionsarbeit. Obwohl wir uns an diesem ESF-Projekt beteiligt haben, der Armutspräventionsstrategie. Was eine weitere Säule war, die geschaffen wurde, ohne Verschränkung zu den Regelangeboten. Wir hatten keine einheitliche Fachlichkeit. Jeder Träger hat seine eigene Konzeption. Und wir haben es ja heute schon mehrfach gehört, die Ausbildung an den Fachhochschulen ist wenig dazu geeignet, tatsächlich die Fähigkeiten mitzubringen, die es für eine gewinnbringende und wirklich erfolgreiche ambulante oder stationäre Jugendhilfe braucht. Und wir hatten auch in Weimar, wengleich die Trägerlandschaft sehr überschaubar ist, eine unzureichende Kooperation der Leistungserbringer. Und natürlich und das war besonders mein, meine Herausforderung als Amtsleiterin im Finanzausschuss, im Stadtrat immer wieder die steigenden Kosten zu begründen. Und ich bin konfrontiert worden mit Narrativen, die jetzt auch in aller Munde sind, Herr Hinte, hat sich heute auch dazu geäußert: Systemsprenger als Narrative, aus meiner Sicht, für eine überforderte Jugendhilfe.

Als letzten Punkt: den Fachkräftemangel. Den zunehmenden Fachkräftemangel, der unsere Systeme, sowie sie jetzt noch bestehen, an die Grenzen führen wird. Wir haben einen unheimlichen Bedarf an stationärer Unterbringung und werden irgendwann niemanden mehr haben, der in diesem unattraktiven Arbeitsfeld tätig sein will. Und der auch schlichtweg gerade hier in den neuen Bundesländern nicht da ist, weil es die Personen einfach nicht gibt. Und diese Aspekte haben mich bewegt, mich mit Hinte zu vernetzen. Ich bin auch nach Nordfriesland gereist. Und nach Rosenheim sind wir alle gereist. Alle Träger. Und von Rosenheim, weil es eine Stadt ist, mit einer ähnlichen Größe, mit einer ähnlichen Anzahl von Akteuren, konnten wir viel lernen. Wir haben uns sehr stark mit Rosenheim vernetzt und ich kann das nur bekräftigen. Kommunen, die sich auf den Weg machen wollen, schaut euch andere Kommunen an, vernetzt euch dahingehend. Und greift einfach die positiven Erfahrungen ab, ohne den Umweg gehen zu müssen, den diese Kommunen gegangen sind. Wir sind einen radikalen Weg gegangen in Weimar. Wir haben nicht mit Modellregionen angefangen. Es war von vorneherein klar, wir brauchen einen Beschluss vom Stadtrat, der uns legitimiert, diesen Weg in der Jugend- und Eingliederungshilfe zu gehen. Das haben wir uns geholt, schon recht zeitig. Wir haben auf der Organisationsebene eine Veränderung vorgenommen, nämlich eine sozialräumliche Ausrichtung des Familienamts. Das sind alles Bausteine im Fachkonzept der

Sozialraumorientierung. Sozialräumliche Ausrichtung der Leistungserbringer. Es ist nicht mehr so, dass die Träger jetzt in allen Sozialräumen (wie es vorher war) tätig sind, sondern in einem festgelegten, den sie auch selbst auswählen konnten. Wir haben den Trägern gesagt: „Die die da sind, können sich entscheiden. Es gibt die und die Sozialräume und in welchem Sozialraum wollt ihr tätig werden.“ Und wir haben feste, verpflichtende gemeinsame Fallberatungen im Rahmen der Sozialraumteams. So wie es auch Rosenheim eben beschrieben hat. Und wir haben eine Personalfinanzierung statt einer Finanzierung über Tagessätze und Fachleistungsstunden. Das war auch so eine Erfahrung, die ich gemacht habe, als Geschäftsführerin. Es kann nicht sein, dass wir in der Jugendhilfe über Fachlichkeit reden, wenn es im Grund immer nur um Auslastung geht. Dann gibt es keine wahrhafte Fachlichkeit. Die kann es nicht geben. Wenn der Sozialarbeit an seinen Fällen hängt, weil er weiß, wenn ich jetzt nicht vom Jugendamt erneut angefragt werde, dann ist meine Stelle gefährdet. Das war ein Aspekt, den ich da aus der geschäftsführenden Perspektive sehr deutlich gespürt habe, wo ich auch den Mehrwert von Sozialraumorientierung sehe, nämlich die Verschränkung der Fach- und Finanzierungslogik. Ich glaube, das ist der Erfolg von diesem Fachkonzept, dass es die Finanzierungslogik mitdenkt. Und es geht ganz klar um Kooperation statt um Konkurrenz. Aber auch diese Konkurrenz hat ja strukturelle Ursachen. Wenn ich eben von einer Auslastung abhängig bin. Wenn ich Fachleistungsstunden akquirieren muss. Dann kann ich nur in Konkurrenz zu den anderen Trägern stehen. Wir haben eine einheitliche Fachlichkeit eingeführt, begleitet durchs ISAB, Hinte ist von Anfang an dabei mit seinen Kollegen. Wir haben gemeinsam verpflichtende regelmäßige Trainings und wir geben da richtig viel Geld aus jedes Jahr, einen Großteil des Budgets geht auch mit in die Fortbildung. Da sind die freien Träger dabei, da ist der öffentliche Träger dabei und da ist das Job-Center dabei. In Weimar haben wir von Beginn an das Job-Center mit reingenommen. Und konnten es auch dafür gewinnen. Weil wir davon überzeugt sind, dass Arbeit als Lebensphase wichtig ist für die Menschen zur Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft. Sozialraumorientierung setzt daran an, Lebensverhältnisse zu verändern, zu verbessern. Das geht aus unserer Sicht nur wenn auch eine Teilhabe am Arbeitsleben ermöglicht wird und mitgedacht wird. Das ist auch weg von dieser Versäulung, hin zur Lebenswelt.

Wir haben und das war das, was Hinte vorhin auch beschrieben hat, was wichtig ist, um die Sachen auf den Weg bringen, drei Gedanken zu fassen, gemeinsam zu verabreden. Wir haben ein Leitbild erarbeitet, gemeinsam mit den ambulanten und stationären Trägern. Und das schon recht früh im Prozess, nämlich die Kinder- und Jugendhilfe ist im Sozialraum verankert. Für jedes Kind gibt es ein passendes Angebot in Weimar. Die Jugendhilfe orientiert sich am Willen. Also auch da nochmal stark zu machen, die Willensorientierung, die Ressourcenorientierung ist auch im Leitbild verankert. Regeleinrichtungen vor Spezialeinrichtungen, das ist ja auch gerade so ein Trend. Also, wenn das System mit Kindern, mit herausfordernden Kindern nicht klarkommt, dann ist der Ruf nach Spezialeinrichtungen immer ganz schnell, ganz laut. Ganz weit weg, hoffentlich. Und ganz teuer. Und mit wenig Output, muss man einfach sagen. Und wir haben auch verankert, ein Miteinander von Fachlichkeit und Wirtschaftlichkeit. Dass das, dass die Ressourcen auch die monetären Ressourcen einer Kommune mitgedacht werden.

Und zu den planerischen Aspekten wird jetzt unser Planungsexperte, der Wolfgang etwas loswerden.

W. M.: Ja, vielen Dank auch von meiner Seite. Eine Gruppe haben wir vergessen, das ist die wirtschaftliche Jugendhilfe. Auch die ist Bestand eines Sozialraumteams und gehört auch in diesen Bereich. Deswegen hier sozusagen gleich der Bogen. Wir haben 2020 angefangen mit diesen grundsätzlichen Beschlüssen in der Stadt Weimar. Wir haben uns dann im ersten Schritt überlegt, wie fangen wir an, wie entwickeln wir die Sozialräume. Also, wie setzen wir das zusammen, planerisch. Wie bringen wir das zur Deckung mit den Akteuren, Schwerpunktträgern, die wir in der Stadt Weimar hatten. Das sind die vier, die Sie hier sehen. Alle, die vorher da waren, sind sozusagen auch jetzt noch da. Nur eben mit einer regionalen Zuständigkeit und mit einer Gesamtverantwortung für alle erzieherischen Hilfen, die innerhalb dieses Gebiets entstehen. Nachdem wir im ersten Schritt

sozusagen die Gebiete entwickelt haben, geguckt haben was Sinn ergibt. Wie kommen wir dahin zu diesen Gebieten. Da ging es um verschiedenste Dinge, die da eine Rolle gespielt hatten. Finanzentwicklung, man braucht eine gewisse Budgetgröße, mit der man auch was anfangen kann, um genügend Personal vor Ort zu haben. Wir haben uns angeguckt, wie die Infrastruktur vor Ort ist, wie man die Bezüge zu den Regeleinrichtungen entwickeln kann. Da gab es eine ganze Vielfalt an Analysen, die wir im Vorfeld gemacht haben. Dann wurde in der frühen Phase eine Stabsstelle geschaffen, die sich um die Direktsteuerung kümmert. Das war dann meine Aufgabe in der ersten Phase. Und wir haben sozusagen, das ist glaube ich, nochmal ganz wichtig zu wissen. Es geht immer darum, das Feld da draußen zu sortieren. Die Strukturveränderungen außen, nenne ich es mal. Das war so die erste Phase, mit der wir viel zu tun hatten. Und das, was Frau Bauer gesagt, es braucht immer sozusagen auch das Gegenbild innerhalb der Verwaltung, innerhalb der Stadtverwaltung. Innerhalb der Struktur. Also es muss sozusagen immer beides zusammengedacht werden, damit man auch diese Prozesse, die damit verbunden sind, gut auf den Weg bringen kann.

Schwerpunktträger hatte ich bereits genannt. Für die Durchführung der ambulanten Hilfen, die ich gerade hier angezeigt habe, aber auch für die Gesamtverantwortung aller Hilfen innerhalb des sozialräumlichen Bereichs der erzieherischen Hilfen. Ausgenommen die Schulbegleitung, das ist ein weiteres Thema. Dann haben wir eine Struktur in der Organisation gefunden, die sogenannten Regionalteams. Da haben wir uns viel von Rosenheim inspirieren lassen, wie die das dort gemacht haben. Wir haben das Glück, dass wir sozusagen auch das Job-Center gewinnen konnten, zusätzlich. Diese Teams werden im Sinn von kollegialer Arbeit, kollegialer Qualifizierung – im Rahmen von Grundlagenschulungen, immer wieder, wenn neue Kolleginnen und Kollegen kommen geschult. In vier Blöcken innerhalb eines Jahres immer wieder in Einzelfällen im Rahmen des „Training on the Job“, kollegiale Fallberatungen. Es gibt diese wöchentliche Sitzung, aber da wird die Frau Behrens noch etwas dazu sagen.

Leitziel, hat Frau Bauer gesagt. Der nächste Baustein, mit dem wir im letzten Jahr angefangen haben, die Integration der Eingliederungshilfe, Kinder in das Regionalteam. Wir haben im letzten Jahr einen Beschluss herbeigeführt, der jetzt auch für fünf Jahre gilt. Wo es darum geht, rechtskreisübergreifend die Schulbegleitung in einer ähnlichen Form zu verankern. Also auch da gibt es eine Zuständigkeit zwischen Gebieten, Schulen, die dort sind, Trägern, die das durchführen. Das ist der Rahmen gewesen. Und wo wir geradestehen. Das ist jetzt die zweite Folie. Wir haben die SRTs jetzt im Grunde, wir waren ja in einem Ausbauprozess, wir haben die jetzt bis 2023 auf eine Größe aufgebaut, in der wir jetzt eine ganze Weile gut arbeiten können werden. Das sind so rund 12, 13 Köpfe vom freien Träger, vier, fünf Köpfe vom öffentlichen Träger. Dann die wirtschaftliche Jugendhilfe, das Job-Center mit den Fallmanagern, die für das Gebiet zuständig sind. Der Planungsbereich, der bei mir verankert ist, das ist natürlich permanent über Planer-Controlling immer auch Bestandteil dieser Zusammenarbeit. Wir haben, das hatte ich auch gerade gesagt, bis 04/27 die Verträge im Bereich der erzieherischen Hilfen mit dem Schwerpunktträger, um im Bereich der Schulbegleitung geschlossen, sodass jetzt erstmal fünf Jahre Planungssicherheit für die Träger besteht. In dem Sinn, dass wir diesen Prozess ausbauen, aufbauen, weiterentwickeln.

Was sind erste Ergebnisse nach drei Jahren: Wir haben sehr deutliche Verschiebungen zwischen ambulanten und stationären Arrangements erlebt in den letzten Jahren. Das heißt, wir haben sehr viele, also eine sehr große rückläufige Entwicklung im Bereich der stationären Hilfen. Das heißt, wir haben zum einen weniger Fälle, wir haben vor allem auch noch kürzere Hilfen. Wir haben angefangen bei 48.000 Tagen im Jahr und liegen jetzt nach drei Jahren bei 31.000. Sozusagen diese Budget-Verschiebungen, die sich dadurch ergeben. Im Bereich der stationären Hilfen rückläufige Entwicklungen machen es möglich im Bereich der ambulanten Hilfen sozusagen Strukturen aufzubauen, Personal aufzubauen, um vor Ort präsenter zu sein. Kürzere Hilfezeiträume generell, erleben wir in allen Hilfearten in diesen drei Jahren schon. Wir sind einfach sozusagen schneller drin im Fall, aber auch schneller wieder raus. Weil wir nicht an dem Fall festhängen. Wir machen das, was

Eltern an Zielen haben. Das wird bearbeitet und dann ist der Fall beendet. Wenn die Eltern zu einem späteren Zeitpunkt wieder ein Ziel, dann wird wieder neu angefangen. Es ist nicht nötig an einem Fall zu hängen, wenn die Finanzierung davon entkoppelt ist.

Und der letzte Punkt, das ist jetzt eine recht junge Entwicklung, in diesem Jahr eigentlich erst so richtig sichtbar. Wir haben insgesamt weniger erzieherische Hilfen, entgegen der Trends, die wir überall sehen. Weil es uns besser gelingt, Arrangements vor dem Fall zu entwickeln. Nochmal sozusagen, weil wir ja unabhängig sind von einem Fall. Wir brauchen nicht irgendeinen Fall, um fallunspezifisch zu werden. Wir können vor dem Fall arbeiten. Wir müssen nicht erst den Fall in den Eingang bringen und dann arbeiten wir fallunspezifisch, sondern wir können bevor der Fall überhaupt entsteht, tätig werden.

Jetzt würde ich an die Frau Behrens übergeben.

Frau B.: Wie haben wir das Ganze konkret umgesetzt. Wir haben insbesondere Entwicklungen in professionellen Systemen vorgenommen. Wir haben Abläufe standardisiert, die kollegiale Fallberatung als zentrales Instrument in allen SRTs standardisiert. Wir haben vor allem auch Teilnehmer und Teilnehmerinnen in den SRTs, also insbesondere auch das Job-Center, das vorher mit dieser Methode so gar nicht in Berührung kam, herangeführt. Und die sind mittlerweile wirklich eine unheimliche Ressource in den Sozialraumteams geworden. Wir sind mittlerweile dazu übergegangen selbst Schulungen durchzuführen, bei unseren Kooperationspartnern. Das bedeutet, wir haben begonnen mit unserer Erziehungsberatungsstelle zum Fachkonzept zu schulen. Wir haben weitergemacht mit dem Kinderschutzdienst und beginnen jetzt nächste Woche damit auch die PI, also unsere ansässige Polizei im Fachkonzept zu schulen, weil wir auch da immer mehr damit konfrontiert sind, in gemeinsamen Einsätzen, Fragen beantworten zu müssen, die die Polizisten nicht unbedingt verstehen. Warum ist das Kind jetzt wieder zuhause? Das haben wir doch letzte Woche erst rausgeholt? Das sind so Dinge, die wir versuchen, dadurch so ein bisschen aufzuklären. Das bedeutet natürlich auch, dass wir massiv, also bei neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und auch bei Kooperationspartnern, die den ersten Schulungsdurchlauf durch ISAB mitbestritten haben, nachzuhalten. Und das gelingt uns, glaube ich, auch ganz gut. Wir versuchen unsere stationären Träger, wir haben es heute schon mehrfach gehört, zu einer wahrhaften Kooperation zu motivieren. Das ist aktuell noch ein Versuch und funktioniert auch tatsächlich nur so halbwegs. Es ist tatsächlich so, dass die stationären Träger, die sich auch in einem Verbund formiert haben. Wir haben in jedem Sozialraum einen stationären Träger, der sich bereiterklärt hat, als Schwerpunkteinrichtung zu fungieren. Die sich gerne mit Sozialraumorientierung labeln, aber eigentlich das machen wollen, was sie die ganze Zeit schon tun.

Wir haben jetzt die große Chance im Frühjahr 2024 erstmals mit einem Sozialraum, mit meinem Sozialraum in den Stadtteil zu ziehen. Wir haben dazu einen Gebäudetrakt einer Kita, der leergezogen wurde, zur Verfügung gestellt bekommen. Wir werden dort gemeinsam mit unserem ambulanten Schwerpunkträger, also RSD und ambulanter Träger zusammenziehen. Das wird sehr, sehr spannend. Wobei man sagen muss, dass wir jetzt schon sehr viel im Sozialraum eh unterwegs sind und es eigentlich nur noch darum geht, dass man auch seinen Wasserkocher vor Ort hat. Mitarbeiter verlieren und gewinnen. Auch das ist im Prozess passiert. Wir haben das Glück gehabt, die Sozialraumteams ambulanterseits zum größten Teil neu aufgebaut worden sind. Das bedeutet, dort war von Anfang an klar, wie wir arbeiten wollen. Wir konnten das da auch sehr konsequent umsetzen. Im Bereich des ASDs gab es unterwegs ein paar Verluste. Gerade bei Kolleginnen und Kollegen, die schon länger im Bereich des Jugendamts gearbeitet haben, gab es da an der ein oder anderen Stelle einfach den Verlust, der aber auch gut nachbesetzt werden konnte. Zu guter Letzt, wir haben wahrscheinlich schon maßlos überzogen, aber ich lasse mir das jetzt nicht nehmen. Wir bringen noch ein paar Beispiele, die wir tatsächlich schon geschafft haben. Es geht natürlich damit los, dass wir unheimlich präsent im Sozialraum sind, weil Weimar-West ist ungefähr vergleichbar mit

Erfurt Roterberg, Ried oder auch Wiesenhügel-Herrenberg. Das ist ein Plattenbaugebiet. Wir haben dort einen Döner und einen Rewe. Dort sind wir immer. Und dort treffen wir sowohl unsere Schülerinnen und Schüler in der Pause, als auch unsere Eltern, die nachmittags dort einkaufen gehen. Und dann debattieren wir darüber, ob die Soße jetzt schärfer geworden ist oder nicht. Wir nutzen die Energien des Sozialraums insofern, dass wir Fallbeispiele haben, wo sich aus einer ursprünglichen HzE-Familie, also ich habe da eine Mutter vor Augen, die wirklich eine Drogenkarriere, zwei herausgenommene Kinder in einem unheimlichen Kampf ihre Kinder zurückgeholt hat und jetzt Flohmärkte im Mehrgenerationenhaus veranstaltet, weil sie im Rahmen der Hilfe und auch unserer Vor- und Für-Projekte gemerkt hat, wie ihr das Energie gibt, das mitzugestalten. Und auf uns zugekommen ist und gesagt, ich würde das gerne machen. Könnt ihr das irgendwie unterstützen. Das haben wir sehr gerne getan. Mittlerweile ist sie da eine feste Größe. Und da gibt es unzählige Beispiele von Bürgerinnen und Bürgern, die sich da mittlerweile engagieren, ohne dass es da eine professionelle HelferIn, einen professionellen Helfer an der Stelle braucht. Die gleiche Person hat übrigens auch für uns mal Inobhutnahmestelle gespielt, als sie in der Nachbarwohnung eine Krise hatten. Und die hat sich da tatsächlich auch zwei Wochen lang, um das Mädchen gekümmert, das wir sonst stationär hätten unterbringen müssen.

Synergieeffekte aus Kooperationen mit regionalen Akteuren, das habe ich eben versucht mit dem, unserem Döner anschaulich zu gestalten. Wir haben mit Rewe-Markt zum Beispiel auch einen sehr schönen Synergieeffekt erzielt. Wir hatten dort eine Zeit lang eine kleine Armee von Mini-Monstern, die waren so zwischen acht und zwölf, die regelmäßig den Markt beklaut haben. Sind mit dem Filialleiter ins Gespräch gegangen und wir haben jetzt regelmäßig gespendet. Also der spendet zum Beispiel sämtliche Zutaten für unseren Martini-Umzug, den wir im Sozialraum machen werden. Und wir schauen im Umkehrschluss, dass wir diese Mini-Monster in den Griff kriegen, sodass wir uns da gegenseitig unterstützen. Und den Sozialraum dahingehend gestalten. Wir haben eine neue Qualität der Arbeit zwischen ambulant und stationär. Die Rosenheimer Vertreterin hat es vorhin schon mal angerissen. Wir arbeiten jetzt mit den Begrifflichkeiten Verfahrens- und Durchführungsverantwortung. Das bedeutet, der öffentliche Träger als Verfahrensverantwortlicher setzt, sollte es zu einem Fall kommen, die Durchführungsverantwortung der ambulanten Träger in die Verantwortung. Und der bleibt auch verantwortlich für diesen Fall, egal, welche Maßnahmen oder welche Entwicklungen die Familie dann noch annimmt. Ob da irgendwann mal eine Schulbegleitung benötigt wird oder doch ein stationärer Fall wird. Es ist ganz konsequent so, dass der ambulante Träger die Durchführungsverantwortung innehat und auch wenn der Fall stationär ist, weiter verantwortlich ist und im Fall drinbleibt. Mit den Eltern arbeitet, damit wir schnellstmöglich eine Rückführung herbeiführen können. Die Falleingangsphase, das ist das, was Herr Märkl schon mal angerissen hat, also, wir sind jetzt mittlerweile an dem Punkt, dass wir viel vor den Fällen arbeiten, durch unsere Präsenz im Sozialraum. Wir haben gemeinsame Sprechstunden. Wir haben es geschafft, unsere Erziehungsberatungsstelle einmal wöchentlich in den Sozialraum zu holen. Die eine Anlaufphase benötigt hat, aber mittlerweile gut fluktuiert ist. Genauso wie unsere Schuldenberatung, die auch schon lange im Sozialraum ansässig ist. Wir können vor allem durch Kooperationen mit Schulen, Kitas und anderen Regeleinrichtungen viele Fälle von vorneherein schon vermeiden. Und Ansprechpartner zur Verfügung stellen, ohne dass jetzt unbedingt das Amt involviert sein muss.

Ein großes Thema ist noch der Umgang mit Jugendlichen, Ü14, 15, die sogenannten Systemsprenger, die in keiner stationären Jugendhilfeeinrichtung mehr haltbar sind. Da sind wir in eine Kooperation mit unserer Weimarer Wohnstätte gegangen und haben es auch an der Stelle zumindest zu 75% geschafft, vom Fachkonzept insofern zu überzeugen, dass wir jetzt regelmäßig Wohnungen zur Verfügung gestellt bekommen, in denen wir Arrangements insofern stricken können, dass diese Jugendlichen, die uns aus Einrichtungen rausgeworfen werden von heute auf morgen und ambulant betreut werden können. Also, auch da haben wir es geschafft, adäquate Äquivalente zu schaffen und diesen Problemen zu begegnen. Das ist tatsächlich in Weimar eine relativ große Gruppe an stationären Hilfen, diese Ü 14,15jährigen.

Unsere größte Herausforderung ist das Thema: Gemeinsame Verantwortung zu leben, fachlich und fiskalisch. Daher gehören auch die stationären Träger mit dazu. Das gelingt uns noch nicht, dass wir da in eine gemeinsame Verantwortung gehen für die Steuergelder dieser Stadt. Das Thema Schulbegleitung wurde kurz angerissen, haben wir umgebaut. Das ist ein großes Thema, was, wie ich finde, auf einem guten Weg ist. Aber wo uns seitens von Therapeuten als auch von einer sehr aktiven Elternschaft gerade bezüglich der schwerstmehrfachbehinderten Kinder viel Gegenwind entgegkommt. Und wo viel Überzeugungskraft geleistet werden wird.

Aufbau einer integrierten Planung ist als Stichwort – uns ist wichtig, wenn wir Sozialraumorientierung wahrhaftig und allumfassend umsetzen, braucht es einen Zusammenschluss mit Schulnetzplanung, Kitabedarfsplanung, Hilfen zur Erziehung etc. Es muss alles aufeinander abgestimmt sein. Wir haben die Pläne, die sind jetzt alle bis 2027 befristet. Der Jugendförderplan auch, der wurde bis dahin verlängert. Wir hoffen, dass es uns in der Zwischenzeit besser gelingt, tatsächlich im Sinn des Fachkonzepts die künftige Planung ab 2027 darauf aufzubauen. Wir haben ein Netzwerk sozialraumorientierter Kommunen gegründet. Deswegen freue ich mich, dass der Vogelsbergkreis, Helmut Brenner, heute hier ist. Also auch Rosenheim ist dabei. Nordfriesland. Hamburg. Alle Städte sind eingeladen, dass wir dieses Fachkonzept vom Bodenpersonal ausgestalten. Dass wir an den Themen, die uns bewegen, auch gemeinsam arbeiten und dieses Netzwerk auch aus unserer Sicht oder die Hoffnung besteht, dass hier eine gewisse Kraft aufgebracht wird.

Kita im Sozialraum, das ist von Herrn Lenz entlehnt, der ja so ein wunderbares Buch darüberschrieben hat. Uns geht es darum, zu schauen, wie können auch Kitas sich weiterentwickeln. Stichwort: Wir haben ein Konzept eingeführt, Papilio heißt das, zur Gewalt- und Suchtprävention. Also auch am Ort Kita. Kitas müssen sich auf den Weg machen und sich fragen, tun wir das, was wir jetzt tun und nicht mehr erfolgreich tun, noch mit den entsprechenden Konzepten. Und der letzte Punkt ist die Transformation des Familienamts. Das ist eine große Herausforderung, Sachbearbeitende, die immer nach Buchstaben gearbeitet haben, plötzlich mit agilen Arbeitsmethoden zu konfrontieren. Es ist nicht einfach. Wir haben eine Zukunftswerkstatt initiiert, wo 120 Leute des Familienamts vertreten waren und gemeinsame Ideen abgefragt haben, wie sich das Familienamt in der Zukunft aufstellen will und an welchen Themen es arbeiten möchte.